MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80765-10

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:
OETTINGEN, WOLFGANG VON

TITLE:
BERLIN

PLACE:
LEIPZIG

DATE:
[1907]

Master Negative #

92-80765-10

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943B45
Oe8

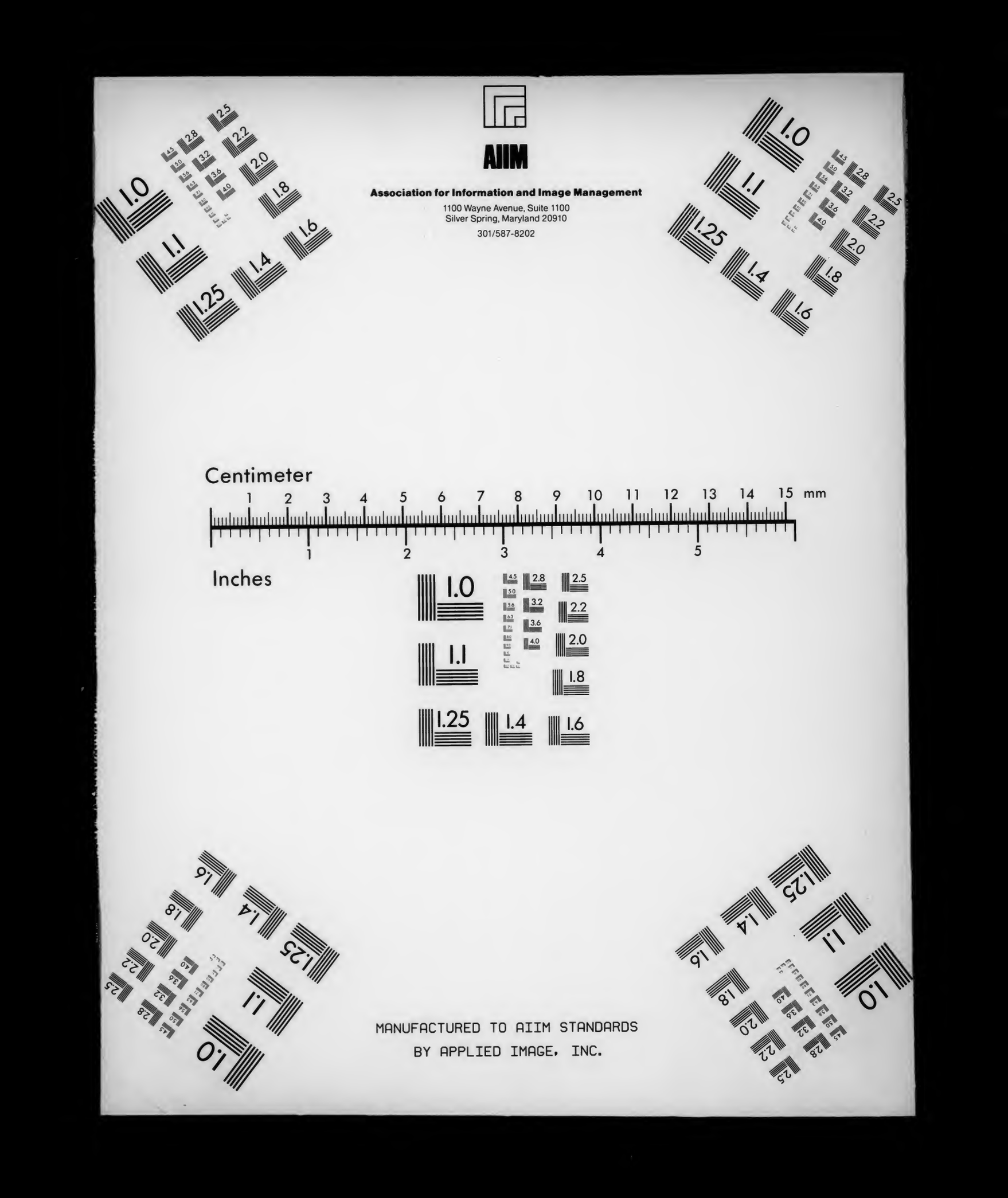
Oettingen, Wolfgang von, 1859-
... Berlin, von Wolfgang von Oettingen. Buchschmuck von Meinhard Jacoby. Leipzig, Klinkhardt [1907]
4 p. l., 157 p. illus, plates, fold. plan. 20½cm (Half-title: Stätten der kultur, eine sammlung künstlerisch ausgestatteter städtemonographien, hrsg. von Dr. Georg Biermann. bd. 1)

91461

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-18-93 INITIALS MM
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

STÄTTEN DER KULTUR

BERLIN

von W. von Oettingen.

Band 1.

Verlag von Klinkhardt und Biermann

FROM THE LIBRARY OF
JOHN W. BURGESS, Ph.D., LL.D., J.U.D.
1844-1931
Professor and Dean of Political Science
1876-1912

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

To Mr & Mrs. Burgess
a slight token from Berlin
Nicholas Murray Butler
1908

Stätten der Kultur

Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter
Städte-Monographien

Herausgegeben von Dr. Georg Biermann

Band 1
Berlin

Der Sammlung zum Geleit

Es bedarf einiger Worte, die Daseinsberechtigung dieser Bände und das Ziel, dem unsere „Stätten der Kultur“ nachstreben, zu erklären. Das um so mehr, als wir nicht die Ersten sind, die auf den Gedanken kamen, monographisch die Geschichten der Städte mit alter Vergangenheit behandeln zu lassen. Wenn wir darum das ausspruchsvolle Wort wagen, daß unsere Bände dennoch etwas Neues geben wollen, ja sogar etwas bisher nicht Versuchtes zu verwirklichen streben, so hoffen wir zuversichtlich, daß der Erfolg unserm Unternehmen Recht gebe.

Der historische Sinn des Deutschen, der längst sprichwörtlich geworden ist, sucht so gern in den Schätzen der Vergangenheit, die er durch tausend Nebelschleier verhüllt vor sich liegen sieht. Der reiche Schatz von Denkmälern in den Kulturstätten Europas regt die Phantasie zu seltsamer Betrachtung an und zeigt nur zu leicht Bilder, die vor der Historie nicht bestehen können. Schon die Silhouetten der Städte mit Türmen und Giebeln, die Prospekte winkeliger Straßenzüge geben auch dem Laien eine Ahnung von dem ehrwürdigen Boden, den sein Fuß betritt, und dieses oder jenes Bauwerk weist deutlich genug in die Jahrhunderte zurück, die durch die Entwicklung späterer Zeiten in ihrem wahren Gehalt verdunkelt worden sind.

Die Vergangenheit dieser alten Städte von Grund aus nach ihren verschiedenen kulturgeschichtlichen Ausdrucksformen zu erfassen, ist die Hauptaufgabe dieser Bände. Sie wollen zugleich Diener moderner Kultur sein, indem sie das Spiegelbild der Zeiten, aus denen die Gegenwart in ihren hundertfältigen Erscheinungen herauswuchs, getreulich wiedergeben. Sie wollen der heranreifenden Jugend erzählen, was der Boden, auf dem sie erwächst, erlebt und an abwechslungsreichen Tagen gesehen, wie die Väter gekämpft und das Dasein verstanden haben und welche ungeheuere Entwickelungskraft hier und dort das Bild der Städte zu ihrer imponierenden Größe gesteigert hat. Sie sollen dem gebildeten Reisenden, der flüchtigen Schrittes diese Städte durchwandert und vor ihren Denkmälern entzückt Halt macht, das verknüpfende Band in die Hand geben, das eins zum anderen wunderbar zusammenfügt, und sie wollen endlich jedem Freund der Geschichte und alter Kultur ein Führer sein, der weder einseitig kunstgeschichtlich angelegt noch trocken referierend zusammengeschrieben, den wahren Geist interpretiert, aus dem die Geschichte dieser Stätten geboren ist.

Der bildende Künstler wurde als Helfer in diesem Streben herbeigerufen, damit er auf seine Weise das Charakteristische im Bilde der Städte festhalte und mit dem Zeichenstift oder der Nadel wie der Musiker die Akkorde zu den Worten des Forschers gebe. So will der Buchschmuck unserer Bände das zum Teil in künstlerischer Form ersetzen, was die rein mechanische Wiedergabe nach Photographien, die man heute in Ansichtskarten ebenso vollkommen mit nach Hause nimmt, nicht zu vermitteln imstande ist. Wir versuchen damit ein gewagtes Experiment, das auch da auf Anerkennung rechnen darf, wo es nicht immer voll und ganz geglückt sein mag. Aber indem wir dem bildenden Künstler reiche und dankbare Aufgaben im Dienste künstlerischer Buchkultur zuweisen, hoffen wir bald einen bedeutsamen Schritt über das bisher Geleistete vorwärts zu kommen.

So treten diese Bände an die Öffentlichkeit als Erzeugnisse unserer besten und berufensten Geister. Tragen sie ihr Teil dazu bei, dem historischen Sinn unserer Zeit gerecht zu werden und die Freude an der Schönheit und Kunst, die in alten Stätten der Kultur verborgen ruht, zu wecken, so haben sie den wesentlichen Teil ihrer Aufgabe erfüllt.

Der Herausgeber

DIGNITATE
HONESTA
KLINKHARDT
UND BIERMANN

STÄTTEN DER KULTUR

Band 1

Berlin

Von
Wolfgang von Oettingen

Buchschmuck
von
Meinhard Jacoby

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

STÄTTEN DER KULTUR

Band 1

Berlin

Von
Wolfgang von Oettingen

Buchschmuck
von
Meinhard Jacoby

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Den Buchschmuck dieses Bandes zeichnete Meinhard Jacoby-Berlin, Einband und Innentitel nach Entwürfen von Carl Weidemeyer-Worpswede & Satz und Druck in Unger-Fraktur von der Offizin Julius Klinkhardt in Leipzig

943B45
Oe8

14 apr 39 WK 1000

Inhalt

	Seite
An den Leser	1
Die Entwicklung Berlins als Stadtgemeinde	4
Die Bauten von Berlin	25
Die Bürgerschaft und die Hohenzollern	48
Berlin und die Religion	70
Die Wissenschaft in Berlin	92
Die Berliner und die Künste	119
Berliner Leben	144

An den Leser.

Berlin als eine Stätte deutscher Kultur, oder eine Geschichte der Kultur von Berlin — so umfangreich, vielseitig und ausgreifend dieser Gegenstand ist, so schmal und schlicht, so handlich und übersichtlich sollte das Bändchen werden, in dem er hier dargestellt wird. Der sonderbare Widerspruch schien kaum zu lösen: dennoch wagte man den Versuch im Vertrauen auf die Richtigkeit des angewandten Verfahrens; wie weit er gelungen ist, möge der Leser beurteilen.

Zunächst wurde jedes tiefere Eingehen auf die politische Geschichte der Stadt und auf die Schicksale der Fürstenhäuser, die nacheinander in Brandenburg herrschten, vermieden; nur soviel durfte davon verlauten, daß gleich zu Anfang ein festes Gerüst oder gleichsam ein tüchtiger Stamm entstand, aus dem, geordnet wie die wohlgetrennten Zweige eines Obstbaums am Spalier, die Erscheinungen der erblühenden und fruchtbringenden Kultur sich fortranken konnten. Und ferner galt es, den Begriff dieser Kultur auf sein Wesentlichstes zu beschränken. Genau genommen ist ja alles, was Menschen aussprechen oder ausführen, ein Erzeugnis ihres

geistigen Vermögens und ein Beleg für den Stand ihrer sittlichen Reife, das heißt also eben ihrer Kultur; und eines Ortes Kulturgeschichte ist demnach nichts anderes als die Darstellung seiner Leistungen auf sämtlichen Gebieten des Bürgerlebens in aufsteigender Linie. Wir aber denken ja nicht an eine solche Lösung der in bezug auf Berlin unerschöpflichen Aufgabe und wollen nur einzelne ihrer Seiten ins Auge fassen. Es wurde deshalb beschrieben, wodurch und wie die Einwohnerschaft von Berlin sich aus den bescheidensten Anfängen zu einer weltstädtischen Gesellschaft entwickelt hat; wie die Wissenschaften dort allmählich Wurzeln schlugen und sich verbreiteten; wie die Künste, besonders die bildenden, sich zu ihnen fanden und, ihre Umgebung formend, sie durch die Jahrhunderte veredelten; und wie der ganze ungeheure Organismus, gefördert und genährt durch unermeßliche Arbeit, zu einer zwar nicht unbedingt, aber doch in hohem Grade maßgebenden Stellung innerhalb Preußens, ja Deutschlands gelangte.

Wohl mit Recht wurden gerade diese Punkte gewählt und hervorgehoben, weil vor den übrigen sie das Interesse des vorausgesetzten Leserkreises beschäftigen und das an sich nur schwer zu fassende Bild der merkwürdigen Stadtgemeinde für die Augen eines Publikums von allgemeiner Bildung am besten bestimmen. Neben ihnen konnte kaum minder Wichtiges, wie Wohltätigkeit und Krankenpflege, Verwaltung und Polizei, Gerichts- und Militärwesen, Politik und Literatur des Tages, Handel und Industrie nur wie im Vorübereilen betrachtet werden; wer sich im einzelnen über sie unterrichten will, der findet eine ausreichende und übrigens leicht zu ergänzende, historische und statistische Literatur schon in jedem Konversationslexikon angegeben. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat es an Forschern, Schriftstellern und Zeichnern nicht gefehlt, die für die Darstellung Berlins ihre Kräfte einsetzten und uns zur Erkenntnis seiner Vergangenheit und Gegenwart die brauchbarsten Hilfsmittel in Fülle überliefern.

Einen Teil der eben erwähnten Literatur hat die vorliegende Arbeit benutzt, und gern sagt der Verfasser an dieser Stelle seinen grundlegenden Vorgängern einen Dank; daß die Quellenangabe ausbleibt, bittet er damit zu entschuldigen, daß nirgends wörtlich zitiert worden ist und der Text von allgemeinen Hinweisen auf bekannte Bücher unbeschwert bleiben sollte. Auf selbständige archivalische Forschungen wurde ganz verzichtet, da solche doch nur Spezialfragen hätten lösen können, die hier zu weit führen würden.

Die beigegebenen Abbildungen wollen, sofern sie ältere, nicht mehr vorhandene Ansichten wiedergeben, der Phantasie des Lesers behilflich sein, die Vergangenheit von der verwirrenden Gegenwart zu trennen; die andern mögen dazu dienen, einiges Großartige der neueren und neuen Zeit dem Gedächtnis einzuprägen oder die Erinnerung daran zu erhalten.

Die Entwickelung Berlins als Stadtgemeinde.

Berlin, das wie ehemals Babylon nicht nur Straßen und Plätze, sondern auch Wälder, Wiesen und Felder, Seen, Teiche, Flüsse und Häfen umfaßt, das wie im Altertum Rom der Sitz der Macht, wie Athen die vornehme Stätte der Wissenschaften und Künste ist, Berlin, das unübersehbare und immer noch wachsende, das stets sich erneuernde und nimmer ruhende, Berlin, das echt preußische und dabei doch internationale, es bildet für viele Tausende seiner Bewohner den Inbegriff der Welt und kann auch sonst für jedermann als ein ganzer, schöner und jedem Verlangen genügender Mikrokosmus gelten. Wie, gehend oder fahrend, man die Stadt wohl stundenlang durchmißt, ohne ihr Weichbild zu überschreiten, so findet man in ihr den Raum und die Aufgaben für jede tätige Energie; man findet fortwährende Beschäftigung für den reichsten Geist und dem verwöhntesten Leben die Befriedigung seiner materiellen Ansprüche auf die Dauer. Und wie die unzähligen rauchenden Schlote von Berlin und die endlosen Mauermassen seiner Gebäude die Klarheit und die Wärme der Atmosphäre über ihnen

tatsächlich beeinflussen, wie die gewaltigen Mengen von Eisen, Zink und Kupfer, die hier über und unter der Erde verwendet lagern, die magnetischen und elektrischen Strömungen merklich ablenken, so strahlen die fast drei Millionen Menschen, die heute in Berlin und in den damit nachbarlich verbundenen Städten und Vororten hausen, die Wirkungen ihrer Intelligenz und ihrer Körperkräfte weit hinaus über Länder und Meere. Bei dem Anblick dieses brausenden Getriebes, das manchem als ein notwendiges, nie mehr zu entbehrendes Element im Dasein Europas oder gar unseres Planeten erscheinen mag, fällt uns der Gedanke wohl schwer, daß künftig einmal wahrscheinlich auch hier, wie an so vielen früheren Sitzen höchster Kultur, eine schweigende Öde herrschen wird: und nicht viel behender entsinnen wir uns der Zeiten, da Berlin überhaupt noch nicht vorhanden war und über schilfigen Sümpfen die Reiher strichen, wo jetzt die Natur, solange es ihr gefällt, das Joch des gewitzten Berliners erträgt und die Last seiner Bauten, die Pflasterung des feuchten Bodens und die klug geführten Kanäle geduldig bestehen läßt.

Noch um das Jahr 1200 war wirklich die Niederung der Spree, dort, wo sie nicht weit von ihrer Mündung in die Havel zwischen den wenig hervortretenden Hochebenen des Barnim und des Teltow mehrere Inselchen bildet und von Norden her die Panke in sich aufnimmt, eine recht unwirtliche Gegend. Ursprünglich hatten germanische Stämme sie bewohnt, am letzten Ende der Völkerwanderung, nämlich im zehnten Jahrhundert, waren diese jedoch von den slawischen Wenden verdrängt worden, und wo Slawen, träge und schwerfällig, saßen, da wurde Fischfang getrieben und Musik ge-

macht, der Feldbau aber, die feineren Gewerke und die höhere Gesittung blieben unentwickelt. So kam es, daß zwar einige feste Burgen, wie Brennabor, Spandowe und Köpenick, von den Wenden angelegt wurden, die wichtige Handelsstraße dagegen, die bei dem Dorfe Kollne die Spree kreuzte, einstweilen ungenutzt durch das Land lief.

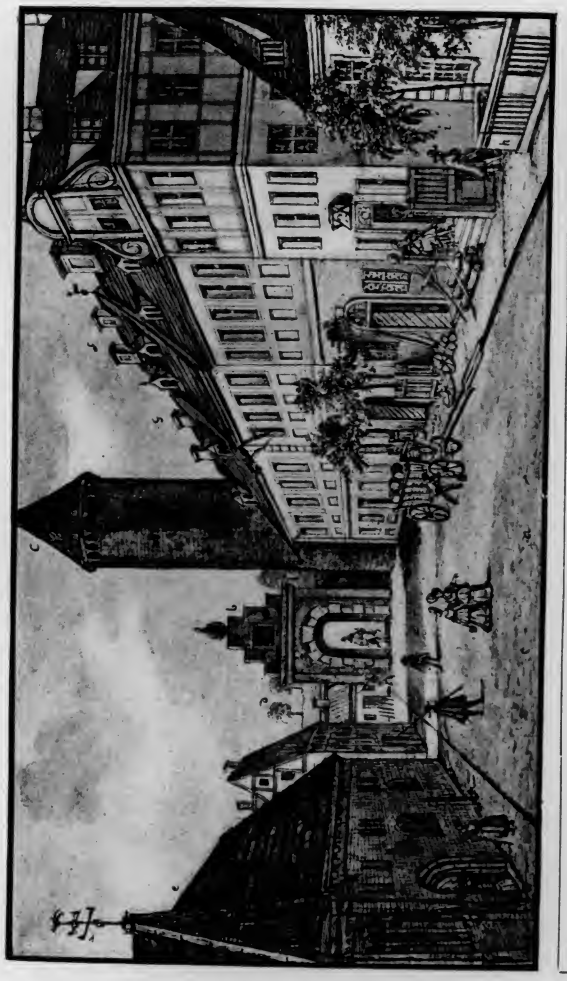
Seit uralten Zeiten, jedenfalls schon unter der Herrschaft der Römer in Germanien, trafen mehrere Karawanenwege, die aus dem Süden und Westen Europas nach der bernstein- und fischreichen Ostsee führten, an dieser Stelle zusammen, um jenseits des Wassers sich wieder zu trennen; denn hier, gegenüber Kollne, das zwischen Sümpfen und Flußarmen auf einem niedrig breiten Hügel am Südufer der Spree lag, trat von dem Barnim her eine ähnliche, aber mehr landzungenartige Erhöhung zwischen morastigen Lachen vor und vermittelte so einen bequemen Übergang über den Fluß, der sonst wegen der weithin grundlosen Beschaffenheit seiner Umgebung auf längere Strecken nicht überschritten werden konnte. Es kam hinzu, daß die Spree von Kollne abwärts schiffbar und durch die Havel selbst von der Elbe her zu befahren war: für die gute Entwickelung eines bedeutenden Stapelplatzes waren die Bedingungen also reichlich gegeben. Aber trotz des Aufschwunges, den der mit der Zeit so mächtig anwachsende Handel des nahen Magdeburg auch wieder dem Verkehr mit dem Osten brachte, blieb Kollne ein unsicheres, schmutziges Nest von Fischerhütten und von Pfahlbauten am Wasser, solange es ausschließlich im Besitze der Wenden lag.

Nun aber drang mit ruhiger Gewalt und unwiderstehlich die christliche und westliche Kultur selbst in diese

slawischen Länder vor. Von Sachsen her verteilten sich fleißige Cisterciensermönche, den Acker bauend und Gewerbe lehrend, über die Gaue, und ihre Arbeit wurde durch zahlreiche friesische und niedersächsische Kolonisten ergänzt, von denen manche durch die furchtbaren Überschwemmungen der Nordsee aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Es scheint, daß solche Kolonisten sich auch in Kollne niederließen, dem Dorfe gegenüber eine zweite Ansiedlung gründeten und, vielleicht gegen das Jahr 1200, von dort aus mit der Entwässerung und besseren Bebauung des Landes sowie mit Handel und den notwendigsten Handwerken zu schaffen begannen. Wenn „Kollne“ auf wendisch etwa „Hügel“ bedeutet, so ist „der Berlin“, der Name dieser neuen Gründung, noch nicht sicher erklärt. Gewiß ist nur, daß er, obgleich das Berliner Wappen später einen Bären zeigt, mit dem Markgrafen Albrecht dem Bären nichts gemein hat, denn erst die Urenkel dieses streitbaren Anhaltiners, der die Macht der Wenden im Barnim brach, die Markgrafen Johann I. und Otto III., traten zu Kollne-Berlin in ein näheres Verhältnis, nachdem sie, etwa 1230, das Land den wendischen Herzogen von Pommern abgekauft hatten. Sie verliehen wahrscheinlich zuerst Kollne und bald darauf auch Berlin das Stadtrecht; aber die neuen Städte, die doch durch einen zum Betriebe von Mühlen angelegten Pfahldamm miteinander verbunden waren und manche andere gemeinsame Interessen hatten, blieben nicht nur politisch getrennt, sondern erhielten auch ganz verschiedenartige Verwaltungen. Kollne, das vermutlich mehr von Wenden als von Deutschen bewohnt war, mußte sich die Regierung markgräflicher Vögte und wahrscheinlich auch

die geistliche Aufsicht von Spandau gefallen lassen, während der Berlin einen eigenen regierenden Rat und einen eigenen Propst hatte.

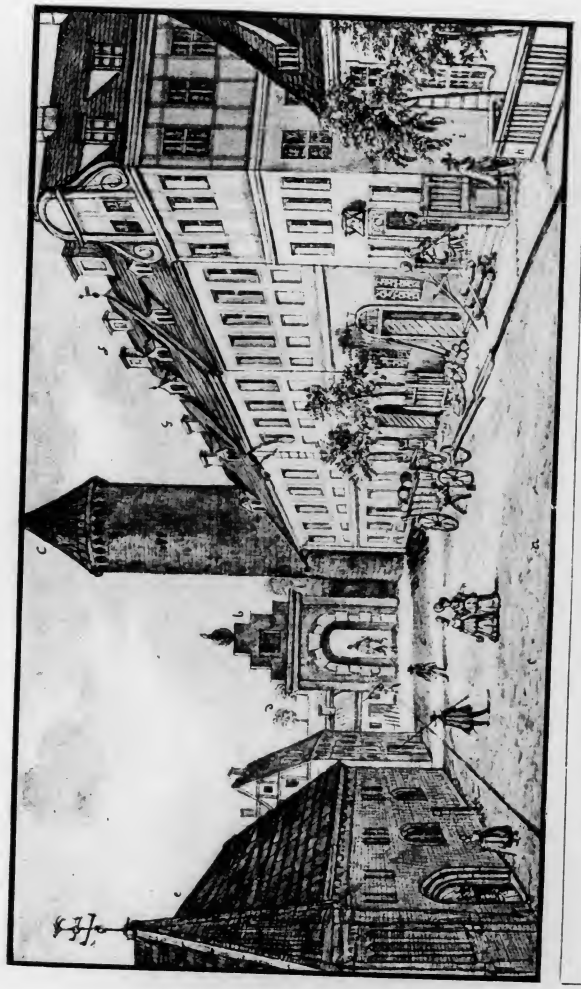
Diese Trennung verschärfte den Gegensatz, in dem miteinander korrespondierende Orte, seien sie Nachbarn oder durch ein Wasser voneinander geschieden, zu leben pflegen, und ihre Folgen sollten sich noch öfters recht ungünstig zeigen. Die Zwietracht wuchs in dem Maße, als Berlin das ältere Kölln (wie Kollne allmählich genannt wurde) an wirtschaftlicher Betriebsamkeit überflügelte und dessen Eifersucht herausforderte. Kölln lag zwar trocken auf seinem Hügelrücken an der Spree, zog aber neue Kolonisten kaum mehr an, weil es ja rückwärts durch den Spree-Arm, den ganz niedrigen, oft überschwemmten Werder, den nur lange Knüppeldämme durchzogen, und durch große, feuchte Wälder vom anbaufähigen Lande abgeschnitten wurde; es konnte sich daher nicht ohne Umstände ausdehnen und nahm jahrhundertelang nicht mehr Raum ein als die Strecke vom Südende des heutigen Lustgartens in Berlin C. bis an die Friedrichsgracht, wo die Spree sich in die zwei, die innerste Stadt umzingelnden Arme teilt. Berlin dagegen auf seinem Ausläufer des Barnim war viel freier gelegen; es konnte in seinem Hinterlande mit Bequemlichkeit einen beträchtlichen Feld- und Wiesenbau betreiben und sein Weichbild nach Belieben dorthin erstrecken, als der energisch entwickelte Handel neue Bewohner in Menge heranlockte und die Anlage von Werkstätten und Kaufhäusern, von Zollämtern und Stapelplätzen verlangte. Wahrscheinlich schon gegen 1270 füllte Berlin das Halbrund aus, das auf dem Nordufer der Spree zwischen dem Wasser und der



Die Spandauer Straße mit dem Spandauer Tor. (Erbaut 1660—62)

die geiſtliche Aufſicht von Spandau gefallen laſſen, während der Berlin einen eigenen regierenden Rat und einen eigenen Propſt hatte.

Dieſe Trennung verſchärfte den Gegenſatz, in dem miteinander korreſpondierende Orte, ſeien ſie Nachbarn oder durch ein Waſſer voneinander geſchieden, zu leben pflegen, und ihre Folgen ſollten ſich noch öfters recht ungünſtig zeigen. Die Zwietracht wuchs in dem Maße, als Berlin das ältere Kölln (wie Kollne allmählich genannt wurde) an wirtſchaftlicher Betriebſamkeit überflügelte und deſſen Eiferſucht herausforderte. Kölln lag zwar trocken auf ſeinem Hügelrücken an der Spree, zog aber neue Koloniſten kaum mehr an, weil es ja rückwärts durch den Spree-Arm, den ganz niedrigen, oft überſchwemmten Werder, den nur lange Knüppeldämme durchzogen, und durch große, feuchte Wälder vom anbaufähigen Lande abgeſchnitten wurde; es konnte ſich daher nicht ohne Umſtände ausdehnen und nahm jahrhundertelang nicht mehr Raum ein als die Strecke vom Südende des heutigen Luſtgartens in Berlin C. bis an die Friedrichsgracht, wo die Spree ſich in die zwei, die innerſte Stadt umzingelnden Arme teilt. Berlin dagegen auf ſeinem Ausläufer des Barnim war viel freier gelegen; es konnte in ſeinem Hinterlande mit Bequemlichkeit einen beträchtlichen Feld- und Wieſenbau betreiben und ſein Weichbild nach Belieben dorthin erſtrecken, als der energiſch entwickelte Handel neue Bewohner in Menge heranlockte und die Anlage von Werkſtätten und Kaufhäuſern, von Zollämtern und Stapelplätzen verlangte. Wahrſcheinlich ſchon gegen 1270 füllte Berlin das Halbrund aus, das auf dem Norduſer der Spree zwiſchen dem Waſſer und der



Die Spandauer Straße mit dem Spandauer Tor. (Erbaut 1660—62)

bogenförmig geführten späteren Neuen Friedrichstraße liegt. Es enthielt damals eine südliche Altstadt mit dem Molken- und Fischmarkt, einem Rathause und der Kirche St. Nicolai, und eine nördliche Neustadt mit ebenfalls einem Markte, einem Rathause und der Kirche St. Marien; überdies besaß Berlin damals ein kulturfähiges Gebiet von über 300 Hektaren Wiesen- und Ackerlandes. Kölln dagegen hatte sich mit einem Besitz zu begnügen, der kaum ein Drittel dieser Ausdehnung umfaßte, und erfreute sich nur einer Kirche, St. Peter, eines Rathauses und eines Marktes. Dies tat jedoch seinem Hochmut gegenüber der Tochter- oder jüngeren Schwesterstadt durchaus keinen Eintrag, und selbst die Notwendigkeit der Verteidigung gegen gemeinsame äußere Feinde konnte nicht immer im rechten Augenblicke einen heilsamen Frieden zwischen den beiden stiften. Mehr als einmal wurde versucht, eine dauerhafte Vereinigung der Städte durch Verfassungsänderungen herbeizuführen, aber das gelang erst, als ihre Selbständigkeit fast ganz in der wachsenden Machtvollkommenheit der Landesfürsten aufgegangen und also nicht mehr viel Kostbares einzubüßen war.

Auf dem Verhältnis der beiden Städte zu den ballenstädtischen Markgrafen und deren Nachfolgern in der Herrschaft beruht überhaupt, zum großen Teile, der Gang ihrer Schicksale und ihrer Entwickelung als Gemeinden. Zunächst gehörte alles Land, das bei dem Ankauf der Gegend durch Johann und Otto noch nicht Privatbesitz war, den Fürsten und mußte von ihnen erworben werden. Das geschah durch Kauf, auch seitens der Stadtgemeinden, als diese zu Gelde gekommen waren, oder durch Abtretung gegen Anerkennung von bestimmten

Rechten und lastenden Servituten, so daß die Markgrafen, die einstweilen noch nicht dauernd in Kölln-Berlin residierten, auf mancherlei intime Weise mit dem Leben der Städte in Verbindung standen, auch abgesehen von der Oberherrschaft, die sie von Reichs wegen auszuüben hatten. Die wesentlichen Punkte, in denen diese Oberherrschaft sich äußerte, waren während der nächsten Jahrhunderte die folgenden: die Markgrafen bestätigten oder änderten bei ihrem Regierungsantritte die Privilegien der Städte; sie erhoben, so oft es nötig war, von den Bürgern eine Steuer, die Bede, deren Höhe jedesmal nach den vorliegenden Verhältnissen festgesetzt wurde; sie besaßen die vier Mühlen auf dem Damm über die Spree, und alle Bürger mußten ihr Korn auf ihnen mahlen lassen; sie schlugen die Münzen, was durch allerlei Finanzkünste einen nicht unbeträchtlichen Gewinn abgab; sie erhoben Zölle oder verpachteten das Recht, sie zu erheben; sie setzten in die Städte eine bestimmte Anzahl von Judenfamilien, und diese mußten dafür einen jährlichen Tribut an sie abliefern; sie konnten in Kriegsfällen Heeresfolge und Verteidigung der Städte beanspruchen; sie hielten für Kölln einen Vogt, der dort der oberste Richter und Verwalter war, in Berlin aber einen Schulzen, der indessen bloß als ihr Vertreter am städtischen Gerichte wirkte, und von den Einkünften des Gerichts an Gebühren und Bußen bekamen sie zwei Drittel. Eine Anzahl ihrer Hofbeamten und Räte wohnte in Berlin, sie selbst aber hatten nur ein Absteigequartier in der Klostergasse und außerhalb der Berliner Befestigung, vor dem Stralauer Tor, einen natürlich ebenfalls befestigten Hof zum Unterbringen ihrer Reisigen, die die Stadt nicht ohne Er-

laubnis des Rates betreten durften. Die eigentliche Regierung der Stadt, die Erhaltung der Ordnung und Mehrung der Wohlfahrt, war also den Bürgern überlassen, nur die Kirchenzucht wurde durch die Geistlichkeit ausgeübt, die von dem Bischof von Brandenburg und dem Erzbischof von Magdeburg abhing; der Friede im Lande dagegen, ohne den eine Blüte des Handels und Gewerbefleißes unmöglich war, und die Unterwerfung böser und mächtiger Nachbarn blieben allein von der Energie und dem guten Willen der Markgrafen zu erhoffen.

Über die Verhältnisse von Kölln in diesen ersten Jahrhunderten seines Stadtwesens sind wir wenig unterrichtet; wir wissen eben nicht viel mehr, als daß es keine eigene Gerichtsbarkeit hatte und daß sein Rat jährlich durch den markgräflichen Vogt ernannt wurde. Von Berlin dagegen hat der Zufall uns reichlichere Urkunden erhalten, und aus ihnen gewinnen wir ein ziemlich anschauliches Bild seiner Einrichtungen.

In Berlin wurde der Rat, der die Stadt nach innen und nach außen zu vertreten sowie Verordnungen aller Art zu erlassen und durchzuführen hatte, jährlich, und zwar ursprünglich von den Bürgern, gewählt. Bald aber entwickelte sich der Gebrauch, daß die abgehenden Ratsmannen selbst ihre Nachfolger ernannten; und zwar kam es dahin, daß dabei immer die gewählt wurden, die im Jahre vorher das Amt geführt und darauf als „alter Rat“ dem „neuen“ zur Seite gestanden hatten. So blieb der Rat, bis auf die einzelnen notwendig werdenden Ergänzungen, eigentlich ständig, und seine zwei Vorsteher, die Bürgermeister, kehrten paarweise jedes zweite Jahr an die Spitze der Geschäfte zurück:

eine Einrichtung, die selbstverständlich die Macht des Rates bedeutend stärkte. Daß die Stadt, unter Beisitz eines markgräflichen Schulzen, eigenes Gericht hielt, wurde schon erwähnt: die Schöffen hatten in öffentlicher Beratung unter der Laube am Rathause das Recht zu finden und auf dem Markte stand der Roland als mächtiges Symbol dieser Freiheit; vollstreckt wurden die Urteile am Schandpfahl in der Spandauer Straße, dem sogenannten „Kaak“, und später auf dem Neuen Markt. Natürlich hatte die Stadt zur Ausübung der Polizei und zur Abwehr räuberischer Banden in der Umgegend bewaffnete Knechte und im Notfalle Bürgeraufgebote und angeworbene Kriegsvölker zur Verfügung. Auch ihr Finanzwesen war sorgsam ausgebildet: sie erhob verschiedene Zinse und besonders die Abgaben für Benutzung des Marktes, für Erteilung der Meisterschaft an Handwerker und des Bürgerrechtes an Fremde; durchreisende Kaufleute waren gezwungen, ihre Ware eine Zeitlang in der Stadt auszubieten und von dem Erlöse zu steuern. Die Bürger von Berlin aber genossen Gewerbefreiheit und innerhalb Brandenburgs überhaupt Befreiung von Zöllen.

Diese aristokratische Verfassung entwickelte mit ihrer Machtfülle ein starkes Selbstbewußtsein der Stadt und nach der Befestigung ihres ansehnlichen Reichtums zeitweilig sogar eine ausgesprochene Unbotmäßigkeit gegenüber den Markgrafen, andererseits aber teilte sie die Bürgerschaft in zwei einander nicht immer freundliche Parteien. Man unterschied sehr scharf zwischen vornehmen und geringen Gewerben, und nur Angehörige der vornehmen konnten in den Rat kommen und höhere städtische Ämter bekleiden. So bildeten denn die Haus-

und Grundbesitzer, Kaufleute und Krämer in der Tat eine patrizische Aristokratie, der Gewerbtreibende wie die Tuchmacher, Schneider, Kürschner, Schuster, Messerschmiede, Schlächter und Bäcker allerdings nahe standen, während z. B. die Schuhflicker, Flickschneider, Tuchscherer, Fischer und Grobschmiede als nicht gleichwertig betrachtet wurden. Da nun zunächst nicht einmal die ersten Handwerker ratsfähig waren, so strebten diese wie alle Gewerbe nach der Bildung von Zünften und Gilden, um dem Rate und dessen Anhang unter Umständen die Spitze bieten zu können; der Rat aber verfocht hartnäckig seine herkömmlichen Bräuche, hinderte solange es möglich war den Zusammenschluß der Gegner und hielt diese, wenn sie das Zunftrecht sich doch ertrotzt hatten, unter schärfster Aufsicht. Gerieten aber Rat und Zünfte in Unfrieden, so geschah es leicht, daß den Markgrafen davon der Vorteil zufiel und der lachende Dritte seine Macht zum Schaden der beiden andern mehrte.

Ganz deutlich sehen wir also, daß in Berlin zunächst drei zusammengehörige, aber durch Interessen und Rechte getrennte Gruppen gegen- und miteinander zu verhandeln hatten; als ein viertes Element kommt die Geistlichkeit in Betracht. Sie bestand aus Mönchsorden und weltlichen Priestern; von jenen hatten die Dominikaner in Kölln, die Franziskaner in Berlin, in der Klostergasse, schon früh je eine Niederlassung, während diese den Dienst in den andern Kirchen versahen. Außerhalb der Stadt besaßen die Tempelherren, die später, nach der Auflösung ihres Ordens, sich größtenteils in Johanniter verwandelten, eine Anzahl von Höfen und Gütern. Sie lagen nicht selten mit dem Rat in nachbarlichem Streite;

bedenklicher waren die gelegentlichen Eingriffe der Weltgeistlichen in die Politik und ihre sonstige Überhebung, weil bei dem reizbaren und aufbrausenden Charakter der Städter die Folgen davon nur zu leicht Gewalttaten und dann schwere Strafen wie das Interdikt wurden. Das Interdikt aber hob nicht nur die Teilnahme am Gottesdienst und an den Sakramenten auf, sondern es machte auch jeden Berliner vogelfrei und isolierte die Stadt gegenüber denen, die es achteten oder ausnutzten, in jeder Beziehung.

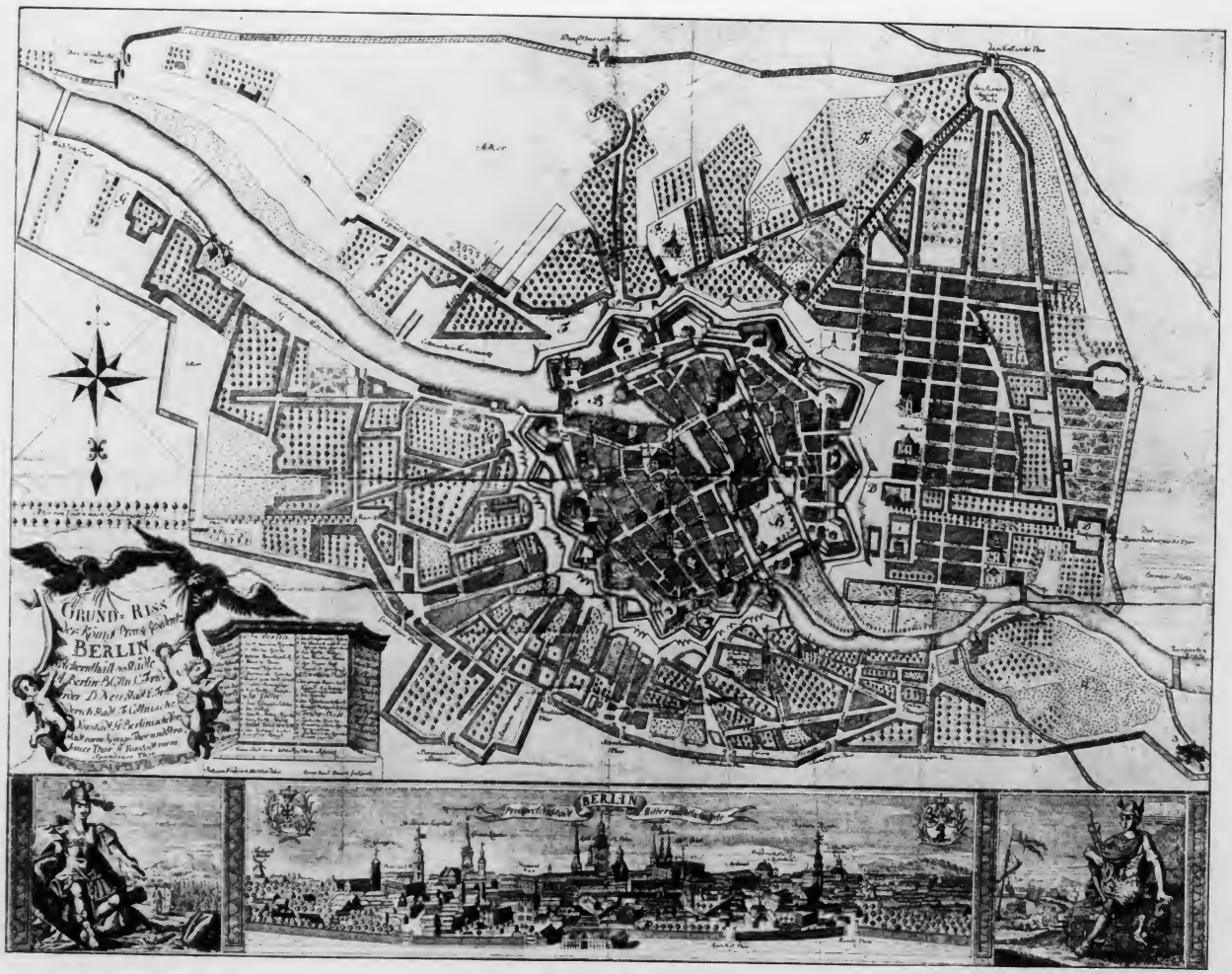
Und endlich zerfiel die Einwohnerschaft auch noch durch ihre Abkunft in verschiedene Gruppen. Die deutschen Kolonisten gehörten ja meist sächsischen und friesischen Stämmen an und ihre Namen bezeugten jahrhundertelang diese Verwandtschaften, während ihre Dialekte wohl bald miteinander verschmolzen; im vierzehnten Jahrhundert aber begann eine immer stärker anwachsende Einwanderung von Franken, und mit der Ausdehnung des Handels werden auch manche andere deutsche Genossen zugezogen sein. Gegenüber allen diesen Germanen, die als solche zusammenhielten, standen die aus der Herrschaft verdrängten Wenden. Sie waren nicht eben zahlreich, denn ihr Volk, das weiterhin nach der Ostsee noch mächtig blieb, hatte sich hier nur im Spreewalde und in der Lausitz kräftig behauptet. Mit Ausnahme einzelner adliger oder durch Reichtum und Bildung ausgezeichneter Familien, die allmählich in den Kreis der Deutschen als gleichberechtigt aufgenommen wurden, gehörten die Wenden den geringsten Gewerben an, dienten als Knechte und Mägde und ließen sich als ziemlich rechtlose Bürger dritten Grades behandeln. Freier als sie, aber noch viel fremder und rechtloser, standen die Judenfamilien da, denen der Aufenthalt in der Stadt erlaubt worden war. Man konnte sie nicht entbehren, denn sie allein verliehen Geld, solange den Christen das Zinsennehmen verboten blieb, auch machten sie sich als Agenten in mancherlei Geschäften sowie als Kenner und Händler von Juwelen und als Goldschmiede, oft auch als Ärzte nützlich: aber sie wohnten nach allgemeiner, mittelalterlich-europäischer Sitte in eigenen Straßen, den Judenhöfen, die sie nachts und bei manchen andern Gelegenheiten nicht ungestraft verlassen durften, gelangten nur als Hofjuden zu angesehenen, freilich auch gefährlichen Stellungen, verbargen ängstlich ihren Reichtum und erlagen dennoch von Zeit zu Zeit den Verfolgungen, die der rohe Pöbel oder das hohe Regiment gegen sie anstellte. Daß allmählich ihre Rechte und ihre Bedeutung zunahmen und nach der Emanzipation eine merkliche Rolle innerhalb der Bürgerschaft ihnen zufiel, ist eine kulturhistorische Erscheinung, die man bekanntlich als typisch bezeichnen kann.

Wie ein Drama, das sich gemäß den Charakteren der darin auftretenden Personen und den Konflikten, in die sie hineingestellt sind, mit strenger Folgerichtigkeit abspielt, so verläuft nun vor unsern Augen die Entwickelung der Stadtgemeinde Berlin-Kölln in ihrem Aufstieg und mit der Katastrophe, der ihre politische Freiheit erlag.

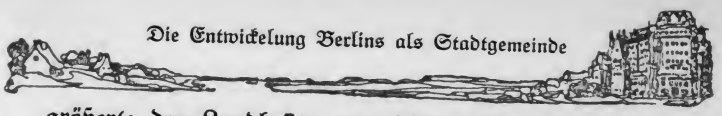
Mit dem sichtlichen Niedergange des ballenstädtischen Markgrafenhauses, das 1320 ausstarb, wuchs der gefährliche Übermut des märkischen Adels; fortwährende Fehden, Friedensbrüche und Überfälle der Nachbarn, besonders der wendischen in Pommern, erhielten das

Land in Unruhe und hinderten den wirtschaftlichen Aufschwung. Da wurde, bei dem trägen Versagen der fürstlichen Schutzmacht, energische Selbsthilfe notwendig, und schon um 1308 bildeten sich die Anfänge eines Städtebundes, in dem Berlin die Führung übernahm und mit Erfolg für die Interessen der Bürger eintrat. Seine wachsende Macht verschaffte ihm viele neue Privilegien, und unter den Wittelsbachern, die nach dem Heimfall der Mark die Belehnung erhielten, jedoch selten ins Land kamen und nie ein tätiges Interesse dafür zeigten, erblühte Berlin-Kölln erst recht in einer stolzen Selbständigkeit.

Beide Städte hatten allmählich erkannt, daß ihre Sonderung ihnen doch manchen Nachteil bringe, auch hatten ihre Bewohner sich mit der Zeit vermengt, und überdies wünschte Berlin, die geschützte Lage von Kölln auch für sich nutzen zu können: so war schon 1307 eine Vereinigung zwischen ihnen zustande gekommen. Man baute eine neue Brücke über die Spree, die „die lange“ genannt wurde, weil sie über weite Strecken der sumpfigen Flußufer führte, und mitten darauf setzte man ein gemeinsames Rathaus mit der Laube für das gemeinsame Gericht; man verschmolz die beiderseitigen Räte, und zwar wählten jährlich die Köllner zwei Drittel des Gesamtrates aus der Zahl der Berliner ratsfähigen Bürger, die Berliner aber ein Drittel aus der der Köllner; man versprach sich gegenseitige Hilfe bei der Befestigung und Verbesserung der Städte und beschloß gemeinsame Aufbringung der markgräflichen Beden. Diese Vereinigung trug, solange sie dauerte, trotz immer wieder ausbrechender und hemmender Reibereien, ihre guten Früchte. Der Wohlstand mehrte sich, man ver-



Grundriß der Stadt Berlin v. J. 1737



größerte den Landbesitz, man bildete Vermögen durch Aufnahme von Kapitalien gegen Lebensrenten und entwickelte den Handel, besonders den mit Korn, weithin und bis nach Hamburg. Wie von selbst ergab sich da der Anschluß an die norddeutsche Hansa, der 1359 stattfand. Alle diese Umstände, klüglich benutzt, ermöglichten der Stadt eine unabhängige Politik in den schweren Zeiten des falschen Waldemar und sogar gegenüber Karl IV., der gegen Berlin-Kölln sehr übel gesinnt war und es durch Ablenkung des Handels nach Tangermünde und Fürstenberg ernstlich schädigte. Ja, so gesund war die Triebkraft der beiden Städte, daß die Verarmung, die den vernichtenden Bränden von 1376 und 1380 folgte, nicht lange währte und man das schlimme Regiment von Sigismund und Jobst von Mähren samt den Quitzowschen Wirren glücklich überwand.

Erst 1411, da der Hohenzoller Friedrich VI., Burggraf zu Nürnberg, von Sigismund als oberster Hauptmann und Verweser in die Mark Brandenburg geschickt worden war und mit ungewohnter Energie seine Aufgabe angriff, begann die fürstliche Gewalt sich unaufhaltsam zu kräftigen und die des Rates von Berlin-Kölln allmählich abzunehmen. Man spürte unwillig den rücksichtslosen neuen Herrn, der 1415 Markgraf und Kurfürst wurde und mit einer Umgebung von fränkischen Adligen die elenden Zustände der Mark ohne viel Hochachtung für die Städte zu bessern unternahm. Noch schwerer fühlte sich die offizielle Stadtvertretung unter seinem zweiten Nachfolger, Friedrich dem Eisernen, vergewaltigt. Diesem kam es lediglich darauf an, die Organisation der Mark im Sinne eines stramm und monar-

chisch regierten Landes mit allen Mitteln durchzusetzen, und er dachte nicht daran, die Rechte der Patrizier dabei zu schonen. Vielmehr bediente er sich nach Bedarf einer jeden Partei gegen die andere; und da mit der Zeit das Verhältnis des Rates zu den Zünften immer schlechter geworden war, so konnte er sich mehr als einmal gegen jene auf das Volk verlassen. Das Volk hatte sich im Laufe des 14. Jahrhunderts schon manche Vorteile erkämpft. Es strebte danach, unter der Führung der reichen Gewerke der Schlächter, Bäcker, Schuster und Schneider, daß jeder Bürger das aktive und passive Wahlrecht für den Rat erhalte und daß ein Bürgerausschuß vor dem Rate die Interessen der von der Regierung ausgeschlossenen Majorität vertrete; und erlangt hatte es in der Tat, daß ein solcher Ausschuß von sechszehn Mann zuzeiten bestand und daß der Rat in besonders wichtigen Fällen die Gildenmeister, die Gewerke und überhaupt die Bürger zu beratenden Versammlungen berief. Aber das genügte niemandem, und so gingen die Mißhelligkeiten zwischen Rat und Innungen, ferner aber auch die stets wieder aufkommenden Ärgernisse zwischen Berlin und Kölln so lange fort, bis wieder einmal der Markgraf, jetzt aber durchgreifender als früher geschehen war, den Streit nach seiner Bequemlichkeit schlichtete und beide Parteigruppen seinem Willen unterwarf. Als im Jahre 1442 die Innungen den Rat bei ihm verklagten, hob er eine erst zehn Jahre vorher geschaffene Verfassung auf, trennte die beiden Städte, ließ den Rat einer jeden aus den vier Hauptinnungen und den gemeinen Bürgern jährlich neu wählen, wobei nur die Bürgermeister, wie es scheint, Patrizier waren, behielt sich Bestätigung aller Wahlen vor, verbot die selbstän-

dige Auflage von Steuern und das Abschließen von Verträgen außerhalb des Landes und erzwang damit auch den Austritt Berlin-Köllns aus der Hansa. Zugleich umgab er sich immer mehr mit fränkischen Parteigängern, und als dem ersten Schrecken eine allgemeine Unzufriedenheit folgte, legte er den Städten noch viel Schwereres auf, darunter die Abtretung eines Platzes in Kölln für den Bau eines festen Schlosses, das keinen andern Zweck als die völlige Beherrschung der Bürger haben konnte. Murrend wurde das alles ertragen, und nachdem 1448 ein heftiger Aufstand ausgebrochen und durch Übertritt des Volkes zum Markgrafen zu Ungunsten der Patrizier verlaufen war, ertrug man noch mehr; man verlor Gerichtsbarkeit, Zölle, die früher erkauften, ehemals markgräflichen Mühlen und fast allen Landbesitz und gab damit vollends die Freiheit auf. Eine Pest im Jahre 1450 fügte dem moralischen Elend unsägliche körperliche und wirtschaftliche Leiden hinzu: in der Vorhalle der Marienkirche wurde damals der erschütternde Totentanz gemalt, der, von späterer Tünche befreit, dort heute noch zu sehen ist.

Die Tragödie war nun ausgespielt: die eifersüchtigen und egoistischen Konflikte hatten, da bessere Einsicht sie nicht bändigte, zur Zerstörung des Stadtregiments geführt. Seitdem wurde die Entwickelung der Gemeinden eine wesentlich andere. Von politischer Tätigkeit nach außen hin so gut wie ganz entfernt und gegenüber dem Willen der Kurfürsten in den meisten Fällen machtlos, konnten sie ihre inneren Gegensätze allmählich ausgleichen und ihre Kräfte, minder geteilt, der produktiven Arbeit zuwenden. Und hier zeigte sich denn die tüchtige Natur dieser Menschen, die sich in der kargen Mark Branden-

burg eingebürgert und Geschlecht auf Geschlecht in heißen Kämpfen und rüstigem Streben großgezogen hatten: durch alle Nöte der Jahrhunderte hindurch erhielten sie sich wacker und erwiesen sich als eine tätige, unternehmende und ausdauernde Bürgerschaft.

Zunächst allerdings trat eine Verzögerung des Fortschritts, wenn nicht überhaupt ein Stillstand ein. Auch nach der Vollendung ihres Schlosses benutzten die Kurfürsten Berlin-Kölln zunächst nur zeitweilig als Residenz, und die glänzende Hofhaltung Joachims II. brachte der Stadt erst recht keinen Segen; der vorhandene Reichtum wurde in üppigem Leben verzehrt, und die Prüfungen des Dreißigjährigen Krieges, der den Handel vernichtete und Brandschatzung über Brandschatzung auferlegte, fanden eine erschlaffte, entmutigte und unkriegerische Bürgerschaft, die im September 1639 sogar an der Möglichkeit ihres Fortbestehens verzweifelte und den Rat aufforderte, ihr von dem Kurfürsten die Erlaubnis zur Auswanderung und zur Aufgabe der Stadt zu erwirken.

Nach solchem Niedergange brachte Friedrich Wilhelms des Großen unverzagte Fürsorge zuerst die Wendung zum Besseren. Wie er den brandenburg-preußischen Staat wiederherstellte, so erstarkte mit seiner Hilfe auch die Hauptstadt. Sie begann sich zu vergrößern: die neue Befestigung, die der Kurfürst anlegte, umschloß, nach sorgfältiger Korrektur der Flußarme und Kanäle, auch den sumpfigen Werder, der nun als „Friedrichswerder“ eine dritte Stadt wurde, und unmittelbar vor dem westlichen Glacis entstand, zwischen der Behren-, Schadow- und Dorotheenstraße von heute, mit eigenen Schutzwehren, die Neu- oder Dorotheenstadt, an die

sich im Süden sogleich die Anfänge der späteren Friedrichstadt anschlossen. Jetzt erstarkte endlich auch Kölln, das durch die hinzugekommenen Vorstädte in eine zentrale Lage gerückt war, und nun ging die Vergrößerung der Gesamtanlage immer rascher vor sich. König Friedrich I. erklärte Berlin-Kölln zur ständigen Residenz; unter ihm entwickelten sich die Friedrichstadt, sowie die Spandauer und die Königsvorstadt, und er vereinigte 1709 alle bis dahin entstandenen Städte durch eine neue Verfassung. Es gab seitdem nur einen Rat, der aus vier Bürgermeistern, zehn Ratsverwandten, zwei Syndicis und drei Ökonomiebeamten bestand und für dessen Zusammensetzung im übrigen nicht mehr wie früher die Herkunft aus den verschiedenen Stadtteilen und Ständen, sondern das Bekenntnis maßgebend war: er mußte zur Hälfte aus Reformierten, zur Hälfte aus Lutherischen bestehen, während die übrigen Stadtämter in der Konfession alternierten. Alle Ratsversammlungen fanden im Köllnischen Rathause am Fischmarkt statt, und die Obliegenheiten des Rates bestanden in der Verwaltung der Kirchen, Hospitäler und Schulen, in der Ausübung der Polizei und eines Teiles der Gerichtspflege.

Diese Verfassung blieb, mit einigen Änderungen, bis 1826 in Geltung und ist insofern die Grundlage der heute bestehenden, als durch sie die Verwaltung des Gemeinwesens zentralisiert und der Umfang der Befugnisse ungefähr so, wie er jetzt noch vorgeschrieben ist, festgesetzt wurde. Nur die Einrichtung der Stadtverordnetenversammlung, mit der der Magistrat unter seinen zwei Bürgermeistern sich zu verständigen hat, ist eine wichtige Neuerung im städtischen Regiment; sie trägt

am deutlichsten dem demokratischen Zuge Rechnung, der besonders seit 1848 Berlin wie jede Großstadt charakterisiert.

Und weiter, immer weiter dehnte sich das Weichbild und damit die Verwaltung Berlins aus. Unter Friedrich Wilhelm I. entstand die ganze südliche Friedrichstadt, etwa von der Leipziger Straße bis zum Hallischen Tor, die Dorotheenstadt wurde vergrößert und die Beseitigung der jetzt schon veralteten und störend gewordenen Befestigung des Großen Kurfürsten wurde durchgeführt. Dafür umzog eine neue, nur der Zollkontrolle dienende Mauer, die über acht Kilometer lang war und vierzehn Tore hatte, den ganzen Stadtkomplex. Auch sie ist längst verschwunden, zersprengt von dem ganz wunderbaren Wachstum der Riesenstadt. Nach den Kriegen Friedrichs des Großen, noch massenhafter nach den Freiheitskriegen und vollends nach dem Kriege 1870—71 schoben neue Straßen und Quartiere sich nach allen Seiten vor, sie überschritten im Süden den Landwehrkanal, umschlossen im Westen den Tiergarten; sie stießen an die umliegenden Dörfer, verwandelten sie in Städte und nahmen einen Teil von ihnen in der Verband von Großberlin auf. Andere Gemeinden des weiteren Umkreises blieben bis auf den heutigen Tag noch selbständig, gerieten aber ebenfalls in das Wachsen; zwischen ihnen und über sie hinaus entstanden und entstehen noch immer neue Vororte, Kolonien, Arbeiter- und Villenstädte; Wälder und Haiden werden aufgezehrt, und schon geht man daran, durch den Grunewald bis zur Havel vorzudringen.

Nicht lange mehr wird es dauern und dieser ungeheure Organismus, der einheitlich ist trotz seiner selb-

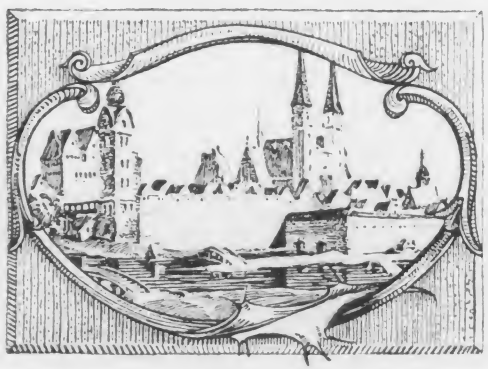
ständigen Teile, wird die vierte Million seiner Einwohner zu zählen beginnen. Im 14. Jahrhundert hatte Berlin kaum 6000, im 15. höchstens 20 000 Bewohner und zur Zeit König Friedrich I. (1712) 61 000; von da an hat sich die Zahl mit immer größerer Schnelligkeit, von gegen 200 000 im Jahre 1820 zu etwa 330 000 im Jahre 1840 und 800 000 im Jahre 1870 gesteigert und seitdem, also in weniger als 40 Jahren, sich fast verdreifacht, da Berlin selbst jetzt auch schon über zwei Millionen Einwohner hat. Nicht die Zunahme der Berliner Geburten, sondern nur ganz gewaltige Zuzüge von außen her konnten ein solches Wachtum hervorbringen. Gleich anfangs hörten wir ja schon von der Einwanderung der Sachsen und Friesen in das wendische Kollne, dann von der der Franken und Juden; es kamen aber auch, im 17. Jahrhundert, viele Holländer, und seit 1670 erschienen als Réfugiés die Franzosen sehr zahlreich. Sie wurden 1685 als eine besondere Kolonie, fast wie ein eigener Staat in der Stadtgemeinde, angesiedelt und hatten Kirche, Schulen, Spitäler und Gericht bis ins 19. Jahrhundert für sich. War aber Berlin für sie und für andere Verfolgte, wie die Wallonen und die böhmischen und salzburgischen Protestanten, eine Freistätte, so zogen auch Handel und Gewerbe aus den verschiedensten Ländern neue Bewohner heran, und nicht nur Fremdlinge, sondern hauptsächlich und in den letzten Jahrzehnten zu Hunderttausenden Deutsche aus sämtlichen Teilen des Reiches.

Erklärt sich nun aber diese beispiellose Anziehungskraft von Berlin allein aus seiner wirtschaftlichen Blüte und diese allein aus der vorteilhaften Lage von Berlin in der Mitte der norddeutschen Tiefebene, zwischen

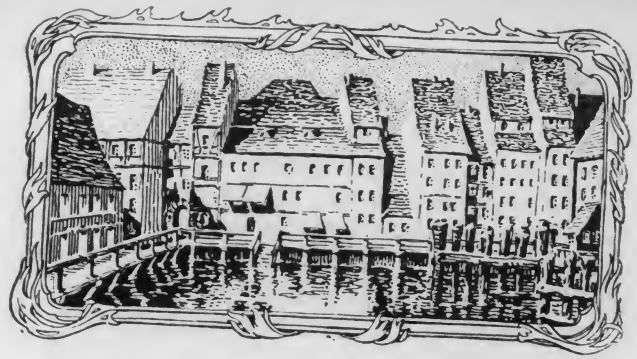
den Stromgebieten der Elbe und Oder und im Kreuzungspunkte so vieler wichtiger Verkehrswege? Wohl schwerlich! und auch seine Eigenschaft als kurfürstliche, königliche und kaiserliche Residenz gibt nicht den Ausschlag. Der Grund liegt doch eher in jener altererbten und in den schwersten Zeiten erhärteten Tüchtigkeit der Bürgerschaft, in der praktischen Energie und klaren Einsicht, die hier vorwiegend waltete und ohne die auch kein zuziehender Neuling sich halten konnte. Die Berliner erwiesen sich der Vorteile ihrer Lage würdig; überall, wo eine Aufgabe sich darbot, setzte ihre Arbeit zweckmäßig an und breitete sich folgerichtig aus. Aber sie war nicht bloß mechanisch und zielte nicht allein auf Gewinnung von Reichtum, sondern mit der ganzen Fülle ihrer Macht erhob sie sich auch zu der Pflege höherer geistiger Kultur, deren die Menschen verbindende und sammelnde Gewalt auf den Wert der Gemeinde zurückwirkt.

Das Kurfürstliche Schloß, der Dom und die alte lange Brücke um 1690
(Nach einer Zeichnung von Stridbeck)

den Stromgebieten der Elbe und Oder und im Kreuzungspunkte so vieler wichtiger Verkehrswege? Wohl schwerlich! und auch seine Eigenschaft als kurfürstliche, königliche und kaiserliche Residenz gibt nicht den Ausschlag. Der Grund liegt doch eher in jener altererbten und in den schwersten Zeiten erhärteten Tüchtigkeit der Bürgerschaft, in der praktischen Energie und klaren Einsicht, die hier vorwiegend waltete und ohne die auch kein zuziehender Neuling sich halten konnte. Die Berliner erwiesen sich der Vorteile ihrer Lage würdig; überall, wo eine Aufgabe sich darbot, setzte ihre Arbeit zweckmäßig an und breitete sich folgerichtig aus. Aber sie war nicht bloß mechanisch und zielte nicht allein auf Gewinnung von Reichtum, sondern mit der ganzen Fülle ihrer Macht erhob sie sich auch zu der Pflege höherer geistiger Kultur, deren die Menschen verbindende und sammelnde Gewalt auf den Wert der Gemeinde zurückwirkt.



Das Kurfürstliche Schloß, der Dom und die alte lange Brücke um 1690
(Nach einer Zeichnung von Stridbeck)



Die Bauten von Berlin.

Wir blicken wohl manchmal in das Angesicht eines Menschen und fragen seine Augen, was in ihrer Tiefe schlummert? Wir fragen seine Stirn, welche Gedanken die Falten zogen, die sie durchfurchen, und seine Lippen, welche Freuden, welche Leiden sie gemodelt haben? Ebenso suchen wir aus dem Bilde einer Stadt, die wir betrachten, ihre Vergangenheit zu enträtseln, und der Lauf ihrer Straßen, die Lage ihrer Kirchen, vor allem ihre Bauten aus frühen und späten Tagen werden uns gewöhnlich gute Auskunft erteilen.

Auch Berlin bleibt uns nicht stumm, obgleich es an Gebäuden, die älter wären als die Königszeit, sehr arm ist und obgleich wir weder von der Höhe des Kreuzbergs noch von dem Rathausturm oder der Domkuppel aus einen Überblick über seinen organischen Ausbau gewinnen können. Aber die Phantasie kommt uns zu Hilfe, und jeder Stadtplan, auf dem sich, einem Herzen mit seinen zwei Kammern vergleichbar, der Mittelpunkt des Ganzen recht deutlich abhebt, zeigt uns auf den ersten Blick das ursprüngliche Doppelwesen Kölln-Berlin. Scharf

unterscheiden sich von dem breiten Gürtel der regelrecht und schematisch angelegten neueren und neuesten Stadtteile und von einer seltsam gewinkelten engeren Zone seine schmalen und meist gekrümmten Gassen, seine unregelmäßig geformten Plätze; und versenken wir uns in die Betrachtung dieses kleinlichen Labyrinthes, so gelangen wir leicht zu der Anschauung des Gewirres von mittelalterlichen Behausungen, das sich hier innerhalb seiner Schutzwehr noch etwa zur Zeit der letzten Askanier zusammendrängte.

Klein und niedrig, aus Holz oder aus Fachwerk mit Lehmfüllung waren diese ersten Häuser und Hütten aufgeführt, die Dächer von Stroh oder Schindeln, noch lange nicht alle mit Schornsteinen versehen; schmale Türen, trübe Fensterchen oder auch nur Öffnungen mit Holzläden gingen auf die Gasse und die Höfe, an die sich rückwärts gewöhnlich noch tiefe Gartengrundstücke schlossen. Die Häuser standen in den Reihen ungleich verteilt, große Lücken zwischen ihnen waren wüste Plätze; aber wo sie einander nahe waren, da bildeten sich schlimme Durchlässe, die alles aufnehmen mußten, was die Höfe und Straßen an Unrat, der überall haufenweise lag, nicht fassen konnten. Selbst die Hauptverkehrsadern, in Kölln die heutige Gertraudtenstraße, die zu der anfangs einzigen Brücke, dem Mühlendamm, führt, in Berlin besonders die Stralauer-, die Königs-, die Kloster- und die Heilige Geist-Straße, sowie die Märkte wurden beengt von rücksichtslos eingebauten Schuppen, Ställen und Buden, und zahlreiches Kleinvieh vergnügte sich ungestört im tiefen Schlamm oder Staube. Nur wenige Gebäude ragten über diese durchaus ländliche Acker- und Handwerkerstadt empor: das waren aber nicht die

besseren Häuser der Kaufleute und reichen Patrizier, sondern nur die Kirchen und allenfalls noch die Rathäuser und das alte markgräfliche „hohe Haus“ in der Klosterstraße. Dieses Ganze umgaben ursprünglich eine Palissadenwehr mit Toren und Zugbrücken über den Wassergraben, davor noch ein zweiter Graben und eine Reihe tüchtiger Wachttürme, eine trotz alledem nicht eben starke Befestigung, die man schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch einen stattlichen Mauergürtel mit viereckigen Weichhäusern und mehreren Rundtürmen zu ersetzen anfing.

Von allen diesen Bauten ist kaum mehr erhalten als das aus granitenen Findlingen errichtete Untergeschoß des Doppelturmes von St. Nikolai: das übrige ist den wiederholten Bränden, dem Abbruch und dem Umbau zum Opfer gefallen oder höchstens in einzelnen formlosen Resten vorhanden. Die schönen Hallen der ältesten Kirchen, die, weiträumig im edlen Backsteinstil der nordischen Gotik errichtet, uns heute noch die große Macht der kirchlichen Gesinnung auch in den der Geistlichkeit 'gern widersetzlichen Gemeinden bezeugen, stammen in dieser Gestalt ja alle aus späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten, aber auch so sind St. Nikolai, St. Marien, die Klosterkirche und die Heilige Geistkapelle für uns die ersten Bauwerke von Berlin und nur ein geringer Teil des Königlichen Schlosses ist zu ihnen zu rechnen, besonders der Turm mit dem grünen Hut, der auf der Spreeseite sich dicht am Wasser erhebt.

Dieses Schloß, die den Bürgern verhaßte Zwingburg Kurfürst Friedrichs II., wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts völlig umgebaut, vergrößert und verschönt,

und Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, fuhr damit fort und legte auch nördlich auf der noch freien Spitze der Köllnischen Spreeinsel seinen Lustgarten an: mit dem alten Marstall in der Breiten Straße ist das Schloß wohl das einzige Gebäude von Ansehen und Umfang, das mit dem Ende des Mittelalters in den unscheinbar gebliebenen beiden Städten neu entstanden war, als 1658 die dritte Befestigung von Kölln-Berlin ihren Anfang nahm. Nur unwesentlich wurde deshalb das Innere der ganzen Anlage durch das rings um die alte Mauer erbaute System von Kurtinen und Bastionen, mächtig vorspringenden und spitz zulaufenden Erdwerken mit Hausteinverkleidungen über ihrem Ansatz, verändert: der Verkehr hatte sich in die Verlegung einiger Tore zu fügen, aber nach der Säuberung der Wehrgänge von Ställen und Lagerräumen wurden weitere Opfer an Gebäuden kaum mehr nötig. Von außen freilich nahm die Stadt als Festung nach holländischer Art mit ihren zum Teil recht prunkvollen Torbauten, mit den breiten Wassergräben, die um die sternförmig vortretenden Bastionen und freistehenden Ravelins flossen, und mit den schweren Zugbrücken sich weit wehrhafter als ehemals aus, und die alles beherrschende Masse des Schlosses mit seinen vielen Giebeln und Türmen, in enger Verbindung mit der auf dem Schloßplatze stehenden (1740 abgebrochenen) dreitürmigen Dominikaner-Hofkirche und andern hochragenden Anbauten ließ den unkundig Nahenden vermuten, daß er sich vor einer außerordentlich prächtigen Residenz befinde.

Und doch verdiente Berlin diese Bezeichnung selbst unter den baulustigen Königen des 18. Jahrhunderts durchaus nicht. Mochte das Schloß durch Schlüter und

Eosander noch einmal vergrößert und in den italienischen Barockpalast verwandelt werden, der jetzt so fremdartig und mächtig über dem Stilgewirr seiner Umgebung trotzt, mochten an der breiten Lindenallee, die seit 1647 von der Hundebrücke (der jetzigen Schloßbrücke) gegen den Tiergarten hin führte, das gewaltige Zeughaus und der Königliche Marstall, das spätere Akademiegebäude, entstehen und unter Friedrich dem Großen die Bibliothek, das Palais des Prinzen Heinrich, das Opernhaus und die Hedwigskirche, also die vier Monumentalbauten, die das Bild des Opernplatzes bestimmen, sowie die Türme auf dem Gensdarmenmarkt hinzukommen, so bleiben diese zum Teil freilich großartigen Gebäude nebst mehreren neuen Kirchen und einer Anzahl vornehmer Privatpaläste nur eben die einzigen Merkwürdigkeiten in der rasch über des Großen Kurfürsten Befestigung hinausquellenden Stadt. Ihr Wachstum bestand ja in der Errichtung von sehr einfachen Straßenfluchten, die besonders unter König Friedrich Wilhelm I. aus ganz schmucklosen, regelmäßigen und überaus nüchternen Hausfassaden zusammengesetzt wurden; und die allmählich erfolgende Umwandlung der Häuser in den ältesten Stadtteilen geschah natürlich zunächst in denselben Formen, die sowohl dem Geschmack als den Lebensgewohnheiten der Berliner entsprachen, während z. B. in den üppigen Hansastädten des Nordens und in den freien Reichsstädten des südlichen Deutschland der Prunk gerade der bürgerlichen Häuser oft auffallend groß ist.

Obgleich nun für die Pflasterung, die eine Zeitlang aus den Geldbußen bestrafter Gotteslästerer bestritten wurde, für die Beleuchtung und für die Reinigung der

Straßen viel getan worden war, auch die meisten Strohdächer, Scheunen und landwirtschaftlichen Höfe hatten beseitigt und die Schweine und Hühner eingesperrt werden müssen, so war doch Berlin selbst um das Jahr 1800 im allgemeinen noch immer eine ziemlich kleinbürgerliche, allerdings weit ausgedehnte und menschenreiche Stadt und trug den Charakter einer königlichen Residenz fast nur in der Umgebung des Schlosses, in der Behrenstraße, wo die Minister wohnten, und in dem Straßenzuge Unter den Linden, mit dem feierlichen „Quarré“ am Brandenburger Tor. Auch hatten, trotz der Auffüllung der Festungsgräben und der Überwölbung vieler Kanäle, die beseitigten Bastionen und Kurtinen (nach 1736) doch manche ungerade, enge Straße und manche ärgerliche Sackgasse zurückgelassen, und Friedrich Wilhelms I. neue Zollmauer hemmte nun ihrerseits den Verkehr und den freien Ausbau. Die Hauptsache ist aber doch, daß Berlin in der Tat das war, wonach es aussah, und daran konnte der unter Friedrich Wilhelm III. recht schlichte königliche Hofhalt so wenig ändern wie die starke Garnison, der Fremdenzufluß und der Winteraufenthalt des märkischen Adels. Wer wollte nun dies anders wünschen? Bis auf den heutigen Tag ist Berlin sich darin treu geblieben, daß sein Gewand seinem Wesen entspricht, und diese Übereinstimmung muß man mit Freuden als das einzig Richtige und Natürliche anerkennen, obgleich ja noch lange nicht alles Berlinische vollkommen ist.

Es liegt auch gar kein Grund vor, weshalb Berlin, etwa so wie Potsdam mit seinen vielen Schlössern, Gärten und Scheinfassaden, in erster Linie als Residenz erscheinen sollte. Was mit dem Königlichen und den

prinzlichen Höfen, mit den Ministerien des Reiches und von Preußen, mit der Volksvertretung, mit den auswärtigen Botschaften und dem Militär zusammenhängt und sich auf sie bezieht, hat heute allerdings einen ungeheuren Umfang und eine weittragende Bedeutung, aber der Haushalt der Stadt und ihre Verwaltung sind ebenfalls sehr beträchtlich und vor allem kommt doch die überwältigend große Masse des Bürgertums mit ihrer Leistung hier in Frage. Berlin ist eine Stadt der Industrie und des Handels in so hohem Grade geworden und führt außerdem auch auf anderen Gebieten ein so regsames, selbständiges Leben, daß es von seiner Eigenschaft als Residenz, der es im 18. Jahrhundert seinen neuen Aufschwung verdankte, zwar heute noch manchen besonderen Vorteil, aber durchaus nicht mehr den eigentlichen Nerv seines Daseins empfängt. Und wenn Friedrich Wilhelm I. einen Bauzwang nach seinem höchst persönlichen Geschmack ausübte, so daß ganze Stadtteile den Stempel seines Geistes trugen und noch tragen, wenn Friedrich der Große die Residenz mit Bauten beschenkte, die Knobelsdorff und Boumann oder Gontard unter seinem energisch aufgezwungenen Einfluß aufführten, wenn auch in neuster Zeit die Form so mancher aus öffentlichen Geldern bestrittener Gebäude, wie z. B. des Domes, ganz unmittelbar an höchster Stelle festgesetzt wird, so zeugt zwar alles dieses von der fortdauernden Fürsorge der Hohenzollern für ihre Hauptstadt, aber es kommt in gewissem Sinne nicht auf gegen die massive Übermacht der unzähligen Häuser und andern Baulichkeiten, die den Bürgern zur Wohnung, zur Arbeitsstätte, zum Verkehr dienen, die Substanz aller Stadtteile bilden und recht eigentlich den Charakter

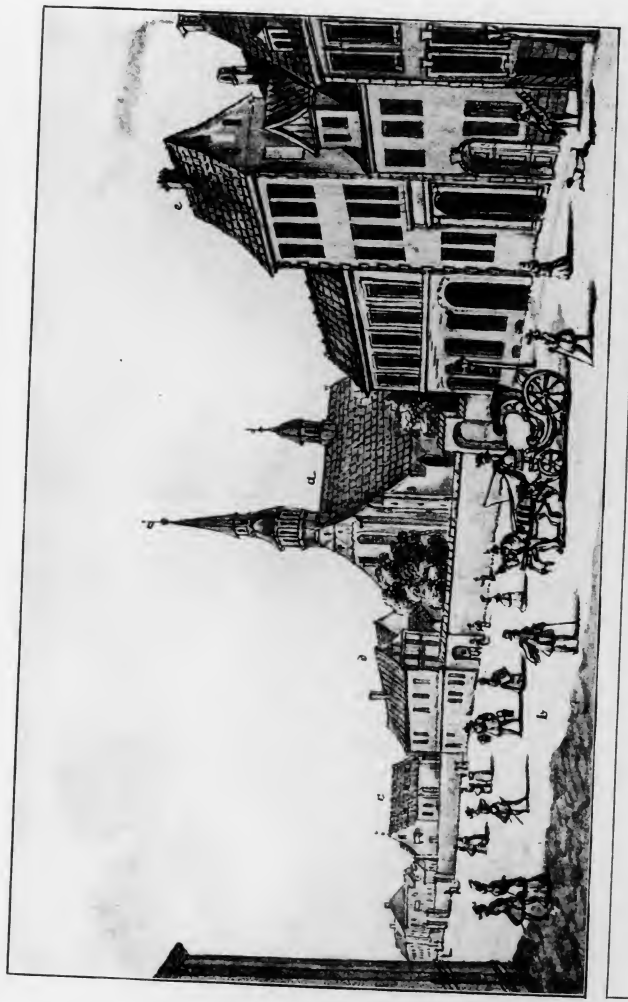
des Gemeinwesens bestimmen. Berlin ist die Stadt der Millionen, nicht die der regierenden Zehntausend, und vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte muß es betrachtet werden.

Wie die Bienen nach dem Bedürfnis ihres Staates Zelle an Zelle sehr praktisch und einfach fügen, so haben auch diese Millionen allmählich ihre Stadt erbaut. Das vollzog sich logisch und gesetzmäßig, den Verhältnissen, Ansprüchen und Zwecken jeweilig entsprechend und mit ihnen, wenn es sein mußte, sich abwandelnd. Nicht als ob es im einzelnen an unbedachtsam Verfehltem gemangelt hätte und die Vorschriften der Baupolizei auch immer durchaus treffend und förderlich gewesen wären: aber die Entwicklung einer Großstadt, das heißt einer Gemeinde, die außerordentliche und vielseitige Produktionskräfte in sich trägt, geht eben ähnlich wie ein Naturereignis von statten, durch Zwischenfälle nicht auf die Dauer zu hemmen und in Formen, deren Grundzüge die Notwendigkeit ergibt. So erfüllten im wachsenden Berlin des 18. Jahrhunderts in der Regel zweistöckige, ziemlich schmucklose Häuser mit verhältnismäßig großen Fluren, tiefen Vorder- und kleinen Hinterzimmern, mit sehr unzureichenden Bequemlichkeiten und niedrigen Hofgebäuden am besten ihre Aufgabe; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Mehrzahl der Wohnhäuser drei- und vierstöckig; ihre Eleganz, besonders an den Straßenseiten, nimmt zu, es finden sich feine Stilfassaden, aber der noch immer mangelnde Komfort wird wenig vermißt und durch Erhöhung ihrer Umgebung werden die Höfe eng und dunkel. Erst in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hebt sich der Anspruch auf

Das graue Kloster in der Klosterstraße 1690

des Gemeinwesens bestimmen. Berlin ist die Stadt der Millionen, nicht die der regierenden Zehntausend, und vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte muß es betrachtet werden.

Wie die Bienen nach dem Bedürfnis ihres Staates Zelle an Zelle sehr praktisch und einfach fügen, so haben auch diese Millionen allmählich ihre Stadt erbaut. Das vollzog sich logisch und gesetzmäßig, den Verhältnissen, Ansprüchen und Zwecken jeweilig entsprechend und mit ihnen, wenn es sein mußte, sich abwandelnd. Nicht als ob es im einzelnen an unbedachtsam Verfehltem gemangelt hätte und die Vorschriften der Baupolizei auch immer durchaus treffend und förderlich gewesen wären: aber die Entwicklung einer Großstadt, das heißt einer Gemeinde, die außerordentliche und vielseitige Produktionskräfte in sich trägt, geht eben ähnlich wie ein Naturereignis von statten, durch Zwischenfälle nicht auf die Dauer zu hemmen und in Formen, deren Grundzüge die Notwendigkeit ergibt. So erfüllten im wachsenden Berlin des 18. Jahrhunderts in der Regel zweistöckige, ziemlich schmucklose Häuser mit verhältnismäßig großen Fluren, tiefen Vorder- und kleinen Hinterzimmern, mit sehr unzureichenden Bequemlichkeiten und niedrigen Hofgebäuden am besten ihre Aufgabe; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Mehrzahl der Wohnhäuser drei- und vierstöckig; ihre Eleganz, besonders an den Straßenseiten, nimmt zu, es finden sich feine Stilfassaden, aber der noch immer mangelnde Komfort wird wenig vermißt und durch Erhöhung ihrer Umgebung werden die Höfe eng und dunkel. Erst in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hebt sich der Anspruch auf



Das graue Kloster in der Klosterstraße 1690

bequeme, die Forderungen der Hygiene befriedigende Wohnungen ganz allgemein, und mit Hilfe einer strengen und vernünftigen neuen Bauordnung, hauptsächlich aber durch Steigerung des Anlagekapitals und des Mietwertes kommt endlich das heute gebräuchliche, in den neuesten Stadtteilen verwendete Haus zu stande, das fast überall nur vierstöckig ist, einen oder mehrere helle, luftige Höfe hat, auch in geringen Wohnungen gesunde, hinreichend große Räume aufweist und womöglich Wasser, Licht und Wärme von Zentralstellen aus an seine Bewohner liefert.

Mit diesen Fortschritten ist auch eine bedeutende Eleganz in solchen Häusern eingetreten, die sich ja außen besonders mit Hilfe von Stuck und innen mit fabrikmäßig hergestellten Holzzierraten, bunt verglasten Flurfenstern, schablonierten Plafonds und auffallenden Tapeten billig erreichen läßt. Daß diese Eleganz fast ausnahmslos vom allerschlechtesten Geschmack ist, versteht sich von selbst, weil gewöhnlich der Eindruck von Reichtum und künstlerischer Laune mit Hilfe von wertlosen Surrogaten vorgespiegelt wird — Tapezierkünste von niemals hohem Range, die zur Zeit der Renaissancefreude in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur wenig plumper waren als die von heute, die im Rokoko, im Zopf, im englischen, im absterbenden Jugendstil oder in Stillosigkeit sündigen und, bei der Anspannung der Konkurrenz, vorzüglich in der Ausbildung von grell ins Auge fallenden Treppenhäusern, Fassaden und Dächern ihren Ruhm suchen.

Diese aufdringliche und gemeine Eleganz wird von manchen Berlinern verabscheut, von sehr vielen geliebt, von der ästhetisch gleichgültigen Mehrzahl als selbst-

verständlich hingenommen. Der Berliner hat freilich auch selten ein inniges, persönliches Verhältnis zu seiner Wohnung; er ist in der Regel nur ihr Mieter und kann sich kaum jemals auf die Dauer in ihr einrichten. Selbst der Hausbesitzer, der auf dem eigenen Grundstücke wohnt, wird in einem Gebäude, das vielleicht noch Dutzende von Mietsparteien beherbergt, sich schwerlich durchaus nach persönlichem Geschmacke, wenn dieser fein und selbständig ist, zu behausen in der Lage sein. Schon auf den Bau in seiner ganzen Anordnung hat er kaum einen Einfluß ausüben können, denn das Meiste geht heute von Unternehmern aus und wird nach einem festen Schema erledigt. Die Rücksicht auf das Praktische bestimmt den Grundriß, die Mode der Fabriken den Stil und den Ausputz.

Die Notwendigkeit, in der Mehrzahl der Berliner Straßen vierstöckige Mietshäuser zu errichten, erfolgte zuerst aus dem Platzmangel, das heißt aus dem Mißverhältnis zwischen dem Wachstum der Einwohnermenge und der Zunahme an geeigneten Verkehrsgelegenheiten in die Vororte; und neuerdings beruht sie wohl zum Teil auf der Gewöhnung, die trotz aller Verkehrsmittel Hunderttausende in der inneren Stadt festhält. Wem aber seine Umstände den Auszug ins Freie gestatten, der kann durch Miete einer Villa oder durch Villenbau in irgend einer Kolonie sich das Familienhaus retten und seinen Geschmack, wenn er welchen hat, oder den seines Architekten daran erweisen. So entstanden auch schon vor Jahrzehnten gleich außerhalb des engeren Weichbildes der Stadt nicht wenige Villenviertel, und zwar, wegen der Nähe des Tiergartens und später auch wegen der des Grunewaldes, vorzüglich im

Westen; allmählich jedoch, sie verdrängend, rückte die Mietstadt nach, und zwar im Westen wiederum mit vornehmen und teuren Straßen, während der Osten und besonders der Norden den Ärmeren und der unangenehmen Nachbarin, der Industrie, zufielen und die Villen sich ringsum in die Wälder und Felder zurückzogen. Das Zentrum aber, das alte Kölln-Berlin, beginnt allmählich sich zu entvölkern: seine Häuser verwandeln sich vom Keller bis zum Speicher in Läden, Magazine, Speditions- und Fabrikräume, die bei Tage vom Menschengetriebe überfüllt sind, während zur Nacht die Besitzer nach der einen, die Arbeiter nach der andern Seite aus ihnen auswandern und nur die Wächter am Orte verbleiben.

Da, wo vor sechs Jahrhunderten die stillen Holzhütten standen, sind jetzt selbst die ältesten Häuser, belebt wie Ameisenhaufen, die Stätten summenden Verkehrs, der durch Vorderhaus und Höfe, treppauf, treppab ohne Unterlaß hastet; sie sind von oben bis unten mit Reklamen und Schildern verkleidet und schreien ihren Inhalt ruhmredig auf Straßen und Plätze hinaus. Zwischen ihnen erheben sich schon die modernsten Warenpaläste, ganz aus Eisen, Beton und Glas errichtet, nur Pfeiler, Böden und Fenster; Bauten von einer konstruktiven Vollendung, die wohl der von gotischen Domen der reifsten Zeit zu vergleichen ist; aber wenn die hohen Fenster solcher Dome bei den Gottesdiensten am Abend von dem Kerzenglanz drinnen mystisch erglühen und Bruchstücke der heiligen Geschichten auf seltsamen Glasgemälden aus ihnen aufleuchten, so zeigen die riesenhaften Scheiben der Warenhäuser das Innere ihrer Hallen bis in den letzten Winkel tag-

hell noch tief in der Nacht, gefüllt mit allem Notwendigen und allem Überflüssigen, das die Stadt und die fünf Weltteile erzeugen und hier auffstapeln. Und über Kölln und Alt-Berlin und den Werder hinaus erstreckt sich noch weit nach allen Seiten dieser ständige Jahrmarkt: auf den Stellen, wo zwei von den Bastionen des Großen Kurfürsten standen, liegen heute die eben deshalb schiefwinkligen Hochburgen der Industrie, der Hausvoigteiplatz und der Spittelmarkt; und nach Westen dehnen sich die Leipziger und Potsdamer, nach Süden und Norden die Friedrich-Straße aus, die auch schon durchaus den Charakter einer Geschäfts-City tragen, und im Osten bildet der Alexanderplatz mit der verlängerten Königs- und der Landsberger und vielen anderen Straßen einen wichtigen Brennpunkt des Verkehrs auf seiner Seite.

Überhaupt tragen alle Teile Berlins, wenn wir von den ruhigen und auch an Läden ärmeren Straßen des Westens und Südwestens absehen, durchweg den ausgesprochenen Charakter von Arbeitsstätten. Mögen auch in den neuen Straßen selbst des äußersten Nordostens schmale Balkone mit Blumen manche Häuser verzieren, so erinnert dort doch sonst nicht vieles an behaglichen Lebensgenuß. Hinter den grauen, hohen, gleichgültigen Häusern spürt man auch hier in den Höfen die Fabriken, die Magazine, und Straße für Straße und scheinbar ohne Ende wiederholt sich das gleiche Bild. Wer hier lebt, diese Tausende, Hunderttausende, diese Millionen, lebt in Arbeit und schafft, schafft Werte und Fortschritt. Da sollten wir uns nicht immer an der Einförmigkeit solcher unansehnlicher Häuserreihen ärgern und langweilen, sondern könnten wohl einmal

das Erhabene der hier aufgespeicherten und wirksamen Energie aus der unschönen Armut heraus empfinden.

Gesteigert wird dieser große Eindruck nun noch durch die imposanten Mittel des Verkehrs, die sich allenthalben dem Berliner darbieten. Ein starker Verkehr bedeutet hochentwickelte Arbeit, nur ausgenommen natürlich der, der an Orten und zu Zeiten stattfindet, da man sich erholt oder Außergewöhnliches vor sich geht; und zu dem Bilde der Bauten von Berlin gehören unbedingt die Anlagen, die seinen Verkehr bewältigen. Wenn in frühester Zeit die Reisenden und die Warenballen entweder auf dem Rücken von Lasttieren herankamen oder auf der Spree, die wohl noch der bequemste Transportweg war, daherfuhren, und im Innern der Städte nur selten ein Pferd und kaum jemals ein Wagen sich zeigte, wenn auch in späteren Jahrhunderten nur wenige feste Straßen Berlin mit der Außenwelt verbanden, und wer den Gassenschmutz vermeiden wollte, sich der Sänfte bediente, Karossen und Reitpferde aber den Standespersonen und Offizieren überließ, so dringen jetzt nicht weniger als elf Hauptlinien der Eisenbahn von allen Seiten in die Weltstadt ein, münden in ungeheuren, weitverzweigten Bahnhofsbauten und vermitteln, wie der doppelte Kreislauf des Blutes in unserm Körper, das ununterbrochene Zu- und Abströmen frischer Kräfte und unermeßlicher Werte aus der ganzen Welt und in sie hinein; und sie werden ergänzt durch die zwar immer noch schwerfällige, aber keineswegs unbedeutende Schiffahrt auf der Spree und den beiden großen Kanälen, dem Landwehr- und dem Schiffahrtkanal, die im Nord- und im Humboldthafen ihre Ruhepunkte hat. Im Innern der Stadt jedoch

und für die Verbindung mit den Vororten genügen die Stadt- und die Ringbahnen, die hundert elektrischen Linien und die zehntausend Droschken nun auch nicht mehr, um den Verkehr zu bewältigen, und die Fahrbahnen der wichtigsten Strecken werden verdreifacht, indem man ein Stockwerk über ihnen und kellertief unter der Erde neue Wege eröffnet. Selbst damit ist es noch nicht genug: das Wort, der Gedanke kann längst durch Telegraph und Telephon, die Rohrpost und den Briefboten überholend, in Augenblicken seine Wirkung tun und weltbewegend in den Verkehr eingreifen. Die Summe von Scharfsinn, Wissen, Geschick, Kapital und Leistung, die in allen diesen Einrichtungen dem Verkehr dient, läßt auch von ihr aus auf den Umfang der produktiven Arbeit in Berlin schließen, von der der Verkehr ja nur eine Begleit- und Folgeerscheinung ist.

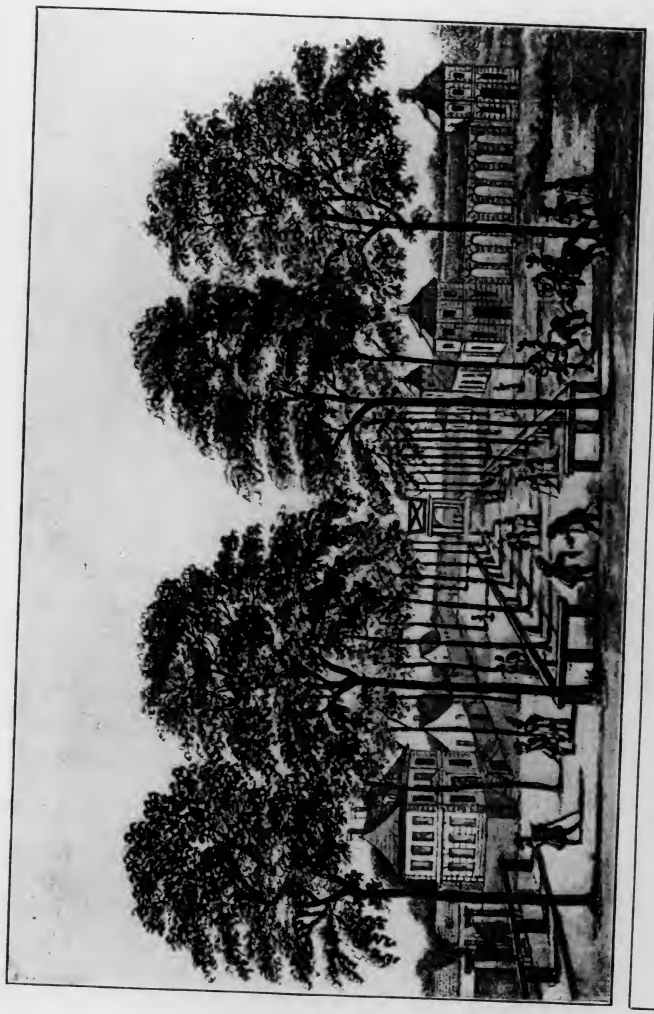
Indessen erfüllen doch neben dieser Arbeit noch andere Dinge das Leben der Menschen und Städte, und Bauten über Bauten stehen da, um den übrigen Ansprüchen der Bürger zur Befriedigung zu verhelfen. Auch in dieser Beziehung beobachten wir gegen früher überraschende Entwickelung und Neuschöpfungen in Fülle.

Die Kirchen allerdings vermehrten sich nicht in dem Maße, als die Einwohnerzahl wuchs, und manche in dem Innern der Stadt beginnen wegen der Entvölkerung der City sogar zu veröden: aber das halbe Hundert, das seit der Reformation immerhin entstand, unterscheidet sich von den mittelalterlichen Gotteshäusern nicht unwesentlich. Zunächst verlangte der Protestantismus sein Recht, nämlich mehr zentrische Räume, die zum Anhören von Predigten geeigneter sind als die

langschiffigen katholischen Kirchen, in denen die Gemeinde besonders dem Hochaltar ihre Aufmerksamkeit zuwendet und bei den Haupthandlungen mehr mit den Augen als mit den Ohren dem Gottesdienste folgt. Die Parochialkirche und die beiden Kirchen auf dem Gensdarmenmarkt in ihrer ursprünglichen Gestalt, ferner die Dreifaltigkeits- und die Bethlehemskirche in der Mauerstraße, die alle aus dem 18. Jahrhundert stammen und dessen eigentümliche Formen zeigen, sind mit ihrem zentralen Grundriß, ihren Emporen und vielen Sitzplätzen charakteristische Beispiele für den ältesten protestantischen Kirchenbau in Berlin, über den man gewiß schon wegen seiner ins Auge fallenden Unterschiede von dem damals aus konfessionellen Gründen verabscheuten katholischen Schema eine gesinnungstüchtige Genugtuung empfand. Daß auch Friedrich des Großen Hedwigskirche, das erste Gotteshaus, das den Katholiken wieder gegönnt wurde, ein Zentralbau ist, beruht wohl auf dem königlichen Einfall, das Pantheon in Rom, wenigstens in der Hauptanlage, als Vorbild zu benutzen. — Das 19. Jahrhundert verzichtete dann bekanntlich auf einen eigenen Stil und begann in Berlin mit Schinkels Griechentum und den altchristlichen Basiliken Friedrich Wilhelms IV. die Aneignung von historischen Formen, die wohl oder übel den Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen der neuen Gesellschaft angepaßt wurden. Nun baute zwar Schinkel seine Werdersche Kirche im gotischen, nicht im griechischen Stil, aber seine klassisch-kühle Gotik blieb dem preußischen Herzen ebenso fremd wie jene fremdartig kahlen Basiliken; und auch die folgende Generation von Architekten, die bald romanische, bald gotische, bald

italieniſche Motive moderniſierten, fanden keinen einheitlichen, überzeugenden Ausdruck für die norddeutſch-proteſtantiſche Empfindung: es blieb bei einem Schaffen nach herumtaſtendem, perſönlichem und außerordentlich gelehrtem Geſchmacke, dem wir zwar auch Schwechtens romaniſche, ſchöne und prachtvolle Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche an der Berliner Grenze in Charlottenburg und Raſchdorffs anſpruchsvollen und weiträumigen Dom in ſüddeutſch-italieniſchen Barockformen verdanken, aber ſchwerlich einen kräftigen, recht eigentlich bodenſtändigen Trieb der einheimiſchen Kirchenbaukunſt werden entſpringen ſehen. Eine Zeit, der ein allgemeiner, inniger, unbeirrter Glaube fehlt, errichtet ihre Kirchen ja nicht mit feurig-konfeſſionellem Geiſte, ſondern äſthetiſch experimentierend; da entſprechen ihrem Zwecke wohl am beſten etwa die Bauten, die wie Johannes Otzens Heilige Kreuz-, Luther- und Georgskirche in maleriſch behandelter Backſteingotik ſich noch am nächſten an das Vaterländiſche anſchließen. — In der Synagoge, Oranienburger Straße, hat Knoblauch mit Glück die orientaliſche Ornamentik zu einer Schöpfung von fremdartig düſterer Pracht benutzt und damit eine charaktervollere Löſung ſeiner Aufgabe gefunden als mancher Baumeiſter chriſtlicher Tempel.

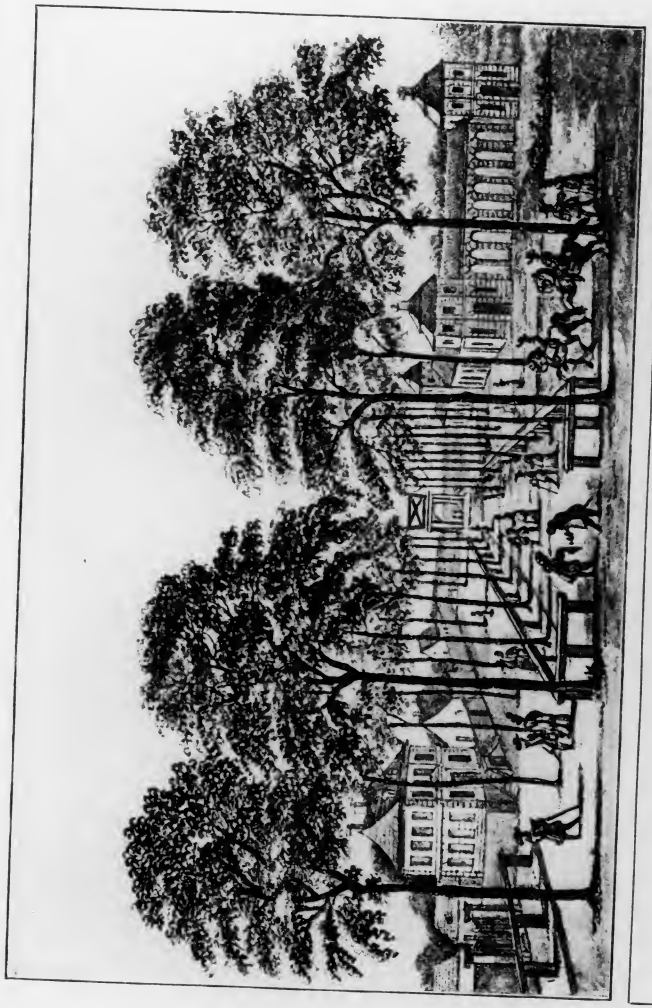
Wenn in früheren Zeiten auf den Bau und die Ausſtattung der Kirchen die meiſte Kunſt und die größten Mittel verwendet wurden, ſo zeigten die Bürger auch der reicheren Städte, außer bei ihren eigenen Häuſern, eigentlich nur noch bei den Rats- und ähnlichen Verſammlungshäuſern, was ſie vermochten, während Spitäler, Waiſenhäuſer, Juſtizgebäude, Gefängniſſe meiſt viel beſcheidenere Formen erhielten. Neuerdings hat



„Proſpekt oder Weg gegenüber dem Thier-Garden vor Berlin“ 1691

italieniſche Motive moderniſierten, fanden keinen einheitlichen, überzeugenden Ausdruck für die norddeutſch-proteſtantiſche Empfindung: es blieb bei einem Schaffen nach herumtaſtendem, perſönlichem und außerordentlich gelehrtem Geſchmacke, dem wir zwar auch Schwechtens romaniſche, ſchöne und prachtvolle Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche an der Berliner Grenze in Charlottenburg und Raſchdorffs anſpruchsvollen und weiträumigen Dom in ſüddeutſch-italieniſchen Barockformen verdanken, aber ſchwerlich einen kräftigen, recht eigentlich bodenſtändigen Trieb der einheimiſchen Kirchenbaukunſt werden entſpringen ſehen. Eine Zeit, der ein allgemeiner, inniger, unbeirrter Glaube fehlt, errichtet ihre Kirchen ja nicht mit feurig-konfeſſionellem Geiſte, ſondern äſthetiſch experimentierend; da entſprechen ihrem Zwecke wohl am beſten etwa die Bauten, die wie Johannes Otzens Heilige Kreuz-, Luther- und Georgskirche in maleriſch behandelter Backſteingotik ſich noch am nächſten an das Vaterländiſche anſchließen. — In der Synagoge, Oranienburger Straße, hat Knoblauch mit Glück die orientaliſche Ornamentik zu einer Schöpfung von fremdartig düſterer Pracht benutzt und damit eine charaktervollere Löſung ſeiner Aufgabe gefunden als mancher Baumeiſter chriſtlicher Tempel.

Wenn in früheren Zeiten auf den Bau und die Ausſtattung der Kirchen die meiſte Kunſt und die größten Mittel verwendet wurden, ſo zeigten die Bürger auch der reicheren Städte, außer bei ihren eigenen Häuſern, eigentlich nur noch bei den Rats- und ähnlichen Verſammlungshäuſern, was ſie vermochten, während Spitäler, Waiſenhäuſer, Juſtizgebäude, Gefängniſſe meiſt viel beſcheidenere Formen erhielten. Neuerdings hat



„Proſpekt oder Weg gegenüber dem Thier-Garten vor Berlin“ 1691

sich dieses geändert, und die Millionen, die man für Kirchen nicht mehr so oft ausgibt, dienen nun vor allem zur Errichtung jener praktisch gemeinnützigen Gebäude. Nachdem Berlin 1861—69 sein kolossales Rathaus in den unbestimmten Zwitterformen eines modernisierten romanischen Stiles errichtet hatte, begann es, dem Bedürfnis nach neuen Schulen und Krankenhäusern usw. durch ansehnliche Neubauten zu genügen. Waren aber diese immerhin noch einfach gehalten, so verlangt die neueste Zeit nun auch für sie eine in hohem Grade künstlerische Durchbildung, und während sonst die Sorge war, wie man am praktischsten und billigsten baute ohne geradezu armselig zu erscheinen, so handelt es sich jetzt oft darum, daß man den Reichtum der Ausführung mit dem Zweck des Gebäudes in Einklang zu bringen Mühe hat. Bei einem Gebäudekomplex wie dem des Rudolf Virchow-Krankenhauses an der Jungfernhaide verbot sich jede Pracht schon durch den ungeheuren Umfang der Anlage, aber man hielt doch auf sorgfältig entwickelte, gefällige Formen. Bei manchen Schulgebäuden dagegen, die mit Fassaden von echtem Haustein schon fast den Eindruck von florentinischen Palästen machen, würden wir einen Widerspruch zwischen ihrer Bestimmung und ihrem Äußeren empfinden, sagte die feinsinnige Einzelbehandlung nicht deutlich genug, daß ein neues Prinzip hier zur Geltung kommt, nämlich der Wunsch, die Jugend an das früher doch gewöhnlich nüchterne und deshalb verhaßte Schulhaus durch zierliche Anmut zu gewöhnen und zu fesseln.

Hatten nun die vergangenen Jahrhunderte, die ihre Schulen meistens in den Räumen der Kirchen und Klöstern oder in gewöhnlichen Bürgerhäusern, ihre Kranken in

Siechenhöfen ziemlich ärmlicher Art unterbrachten, von der heutigen Entwickelung solcher Anstalten keine Vorstellung, so ahnten sie erst recht nicht, nach was für neuen Arten von Gebäuden sich Bedürfnisse einstellen würden. An die Warenhäuser, Bahnhofs- und Postbauten wurde schon erinnert; ebenso unerhört wären früher Markthallen, Börsen, Museen und Theater gewesen. Aber würde vielleicht ein strammer Bürger der alten Zeit wie die Anforderungen moderner Hygiene so auch die der wirtschaftlichen und ästhetischen neuen Kultur aus Mangel an Verständnis mißachten, so hätte er doch vermutlich seine Freude an der frischen Energie, mit der die Stadt seiner Nachkommen solche Werke angreift und ausführt. War es ehemals selbstverständlich, daß man die Kirchen gotisch baute, als der gotische Stil herrschte, so gilt heute, wie es scheint, im städtischen Bauwesen der ebenso gesunde Grundsatz, die neue Formensprache nicht ohne weiteres abzuweisen, sondern auf die Gefahr hin, daß diese oder jene Schöpfung zunächst als unausgegoren verlästert werde, rüstig mit der Zeit vorwärts zu gehen. Daß dies aber nicht in blindem Eifer geschieht, beweist z. B. der aus naheliegenden Gründen in historischen Formen gehaltene Bau des Märkischen Provinzialmuseums von demselben Ludwig Hoffmann, der die selbständigsten Brücken, Badeanstalten und dekorativen Architekturen ausgeführt hat.

Das Charakteristische der modernen Bauart ist, daß sie sich bemüht, den noch immer vorhandenen Mangel an einem bestimmten, herrschenden Stil durch interessante und stark persönliche Behandlung und Umwandlung möglichst wenig abgegriffener älterer oder ausländischer

Stile zu ersetzen und dazwischen eigene Neuschöpfungen einzufügen, an denen gezeigt wird, wie gründlich alles formal Überlieferte verleugnet werden kann, ohne daß dem Werke damit sein innerer Halt in jedem Fall entzogen würde. Obgleich nun manche Villen in den Grunewaldkolonien, manche Häuserviertel in den neuesten Teilen des Westens recht töricht gesuchte und exzentrische Formen aufweisen und auch künstlerisch wertvolle Monumentalbauten wie das Land- und Amtsgericht I von Schmalz an kühnen Gedanken überreich sind, so muß man doch zugeben, daß in Berlin, vielleicht weil das Raffinement des Geschmackes und des feineren Sensationsbedürfnisses noch ausblieb, die Emanzipation der Formen auch nicht annähernd so stürmisch vor sich geht wie etwa in Wien, dessen führende Baumeister in der Tat revolutionäre Erfindungen ohne jede Vergangenheit (und vielleicht auch ohne Zukunft) nun schon aus Grundsatz und in der Regel wagen. Dennoch erscheint die Berliner Moderne manchen Maßgebenden gefährlich und in offiziellen Bauten wird ihr noch immer das Schema der edlen, seit einem halben Jahrhundert an so vielen Ministerien und anderen Staatsgebäuden erprobten, und angeblich richtigen „Renaissance“ entgegengehalten, nach dem auch neuerdings das so gleichgültig und geistlos ausgefallene Kaiser Friedrich-Museum gearbeitet ist und die im Entstehen begriffene Königliche Bibliothek gemustert sein wird. Daß das künftige Opernhaus, das den mehrfach veränderten und zuletzt durch die außen angebrachten Treppen so schmählich entstellten Bau Friedrich des Großen ersetzen soll, ebenfalls keinen Fortschritt in der Baukunst bringen wird, ist mehr als nur wahrscheinlich. Die Nachempfindung ganz

konventionell gewordener Renaissance- oder Barockformen ist nachgerade zu schwächlich für eine Zeit, die gewiß die Kraft hat, in tüchtigem Ringen das Eigene zu gestalten.

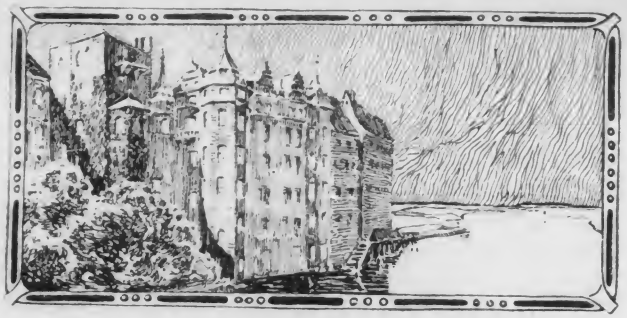
Damals freilich, als Langhans sein imposantes, aber gegenüber dem antiken Vorbilde doch merkwürdig unbeholfenes Brandenburger Tor an der Stelle von zopfig verzierten Pfeilern in die Lücke der Stadtmauer eingerückt hatte (1789—93; die Hallen zu beiden Seiten sind späterer Zusatz), war ein enger Anschluß an ein lehrhaftes Vorbild, und zwar an das klassische Altertum, die notwendige Schulung der Künstler, die im Manierismus des französisch-italienischen Barock sich ganz verloren hatten. Die Antike, selbst die römische und in die abgeleiteten Formen des Empire übersetzte, enthielt so viel strenge Logik, Gesetz und Klarheit, daß sie einerseits das unwahre Scheinwesen von unorganisch verwendeten Stilzutaten und die haltlose Üppigkeit übertriebener und theatralischer Erfindungen dämpfen, andererseits der Gedankenarmut aufhelfen konnte. Und zum Glück fand sich in Schinkel ein Mann, der, begabt mit einem außerordentlich feinen Gefühl für maßvolle, harmonische Verhältnisse und zarte, geistreich gestaltete Einzelheiten, sich der Antike noch einmal, nun aber in ihrer griechischen Form, bemächtigte und in einem kongenialen Schaffen zeigte, auf welche Weise die Anlehnung an historische Stile künstlerisch selbständig bleibt. Seine Königswache, sein Schauspielhaus und das Alte Museum sind die Erzeugnisse einer starken eigenen Produktivität, die im Sinn des gereiften Griechentums erzogen und durch hohen Schönheitssinn geläutert wurde, so daß die Formen, die sie übernahm, von ihr durchaus ver-

arbeitet und neugeschaffen wurden. Es handelt sich daher bei Schinkel weder um Nachahmung noch um oberflächliche Anfügung fremder Formen, und seine Werke, auch die, die er im gotischen und im italienischen Stile aufführte, sind einheitlich und organisch durch und durch. So konnten die Berliner Architekten, an der Antike geschult und von Schinkel als Vorkämpfer geleitet, der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ja sehr literarisch war, das Erwünschte in guter Beschaffenheit bieten. Wie man sich in das Altertum versenkt hatte, so drang man auch in das Mittelalter und in die italienische, die deutsche Renaissance: Dichtung und Malerei ergriffen diese Motive, die Baukunst folgte, und mit norddeutscher Gründlichkeit und Solidität vertiefte sie sich in das uns schon von den Kirchen her bekannte historische Wesen, dem nun alle auch nur einigermaßen ausgestatteten Bauten angepaßt werden; als die besten Beispiele mögen das Neue Museum, die Börse, die Nationalgalerie, die Museen für Kunstgewerbe und für Völkerkunde, die Technische Hochschule genannt und manche der älteren Villen und Fassadenhäuser besonders im Tiergartenviertel betrachtet werden. Wenn solche, nach dem Geschmacke entlegener Zeiten und Völker stilisierte Gebäude in reiner, siegreicher Schönheit dastehen, so erobern sie sich trotz ihrer Anachronismen das Heimatsrecht in jeder Zeit; fehlt ihnen aber das schlechthin Einleuchtende und Gewinnende, so bleiben sie fremd und unwirksam, und der falsche Adel ihrer erborgten Formen wird immer lächerlicher, je gesunder das Urteil des Publikums sich entwickelt. Es scheint, daß das noch vor kurzem allgemeine Bedürfnis nach historisch stilisierten Fassaden allmählich schwindet und daß bei den

Baumeiſtern die Luſt an dergleichen ebenfalls ſich mindert: das gibt uns die Gewißheit, die lange Lehrzeit ſei in der Tat überſtanden und es breche für die Berliner Kunſtbauten, in der Folge dann auch für die einfachen Häuſer, nun wirklich eine Periode aus der Gegenwart heraus charakteriſtiſch erzeugter Formen an, die ja in vereinzelten Schöpfungen ſchon vorhanden ſind, vorzüglich in denen, die wie die ſtellenweiſe monumentale Hochbahn ſchon ihrem Weſen nach der neueſten Zeit angehören.

Solche Entwickelungen vollziehen ſich jedoch ſehr langſam, und eigentlich erſt rückſchauend wird man der gruppierten Erſcheinungen richtig gewahr. Eben die Rückſchau auf Berlins Vergangenheit hat uns ja auch gezeigt, wie langſam am Anfang, wie ſolide und fern von phantaſtiſchem Übermut zu jeder Zeit die Entwickelung der Stadt ſowohl als Gemeinde wie in ihren Bauten vor ſich ging: die verwirrende Unfaßlichkeit der Gegenwart könnte leicht zu dem Eindruck verführen, den amerikaniſche Städtegründungen machen. Nein, dazu iſt Berlin trotz der Nüchternheit mancher ſeiner Stadtteile denn doch zu eigenartig, zu hiſtoriſch und zu ehrwürdig, auch zu mannigfaltig in ſeinen Veduten und zu reich an charaktervoller Schönheit. Und dieſe wird außer von der architektoniſchen Anlage und Zier auch durch die Gartenkunſt hervorgebracht: ſind die ehemals großen Privatgärten aus den Straßen und aus dem Inneren der Häuſerviertel meiſt verſchwunden, ſo erfreuen jetzt auf vielen öffentlichen Plätzen muſterhaft gehaltene Blumengärten das Auge, lange Baumreihen beſchatten manche Straße, der Humboldt- und der Friedrichshain, der Viktoriapark und der Zoologiſche Garten ſpenden

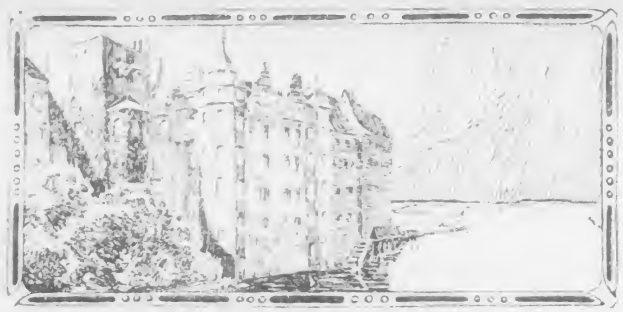
Tauſenden von Luftbedürftigen Erquickung, und vor ihnen allen der Tiergarten, das ehemalige Jagdgehege der Kurfürſten, mit ſeinen uralten Eichen und neuen Gewäſſern, ſeinen ſtillen Dickichten und ſeinen Statuenreihen an der prachtüberfüllten Siegesallee, erinnert im Wechſel der Jahreszeiten die Berliner daran, daß der Großſtädter ſo gut wie der Ackerbürger ein Kind der Natur und ihrem Wandel unterworfen iſt.



Die Bürgerschaft und die Hohenzollern.

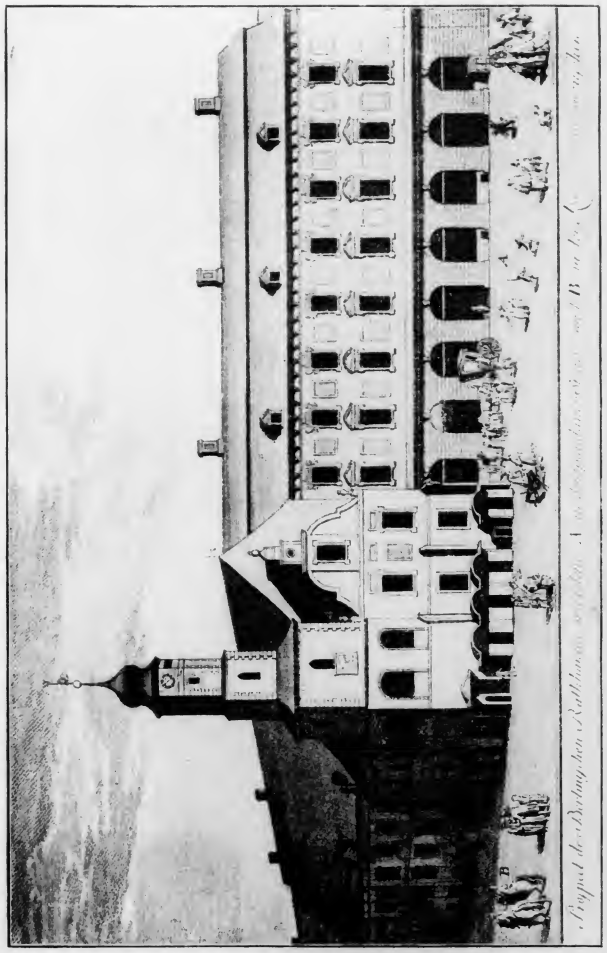
Das innere Verhältnis zwischen einem Fürstenhause und seinen Untertanen ist in der Regel wandelbar, auch wenn die Dynastie sich durch Jahrhunderte hindurch erhält und in der Staatsform keine wesentlichen Änderungen eintreten. Es richtet sich hauptsächlich nach der Tüchtigkeit des einen und der sittlichen Reife des andern Teiles und läßt sich wohl mit der Stellung vergleichen, die Eltern zu ihren Kindern und diese zu jenen einnehmen. Ist nämlich ein Volk noch unmündig, unbeholfen und roh, so wird ein ihm überlegener, einsichtiger und zielbewußter Herrscher es patriarchalisch leiten wie ein Vater seine kleinen Kinder, die er, ohne viel nach ihrer Meinung zu fragen, aufzieht und durch die Gefahren des Lebens bringt. Das nehmen die Kinder als natürlich hin, wachsen sie aber heran und beginnen gegenüber den noch willensstarken Eltern ihre eigenen Meinungen abweichend auszubilden, so ist das Patriarchialische des Verhältnisses nicht mehr schlechthin natürlich und wird nur durch die Zugeständnisse der Liebe, der Bescheidenheit, der Dankbarkeit auf seiten der Kinder und der Selbstlosigkeit

Das alte Berliner Rathaus um 1760



Die Bürgerschaft und die Hohenzollern.

Das innere Verhältnis zwischen einem Fürstenhause und seinen Untertanen ist in der Regel wandelbar, auch wenn die Dynastie sich durch Jahrhunderte hindurch erhält und in der Staatsform keine wesentlichen Änderungen eintreten. Es richtet sich hauptsächlich nach der Tüchtigkeit des einen und der sittlichen Reife des andern Teiles und läßt sich wohl mit der Stellung vergleichen, die Eltern zu ihren Kindern und diese zu jenen einnehmen. Ist nämlich ein Volk noch unmündig, unbeholfen und roh, so wird ein ihm überlegener, einsichtiger und zielbewußter Herrscher es patriarchalisch leiten wie ein Vater seine kleinen Kinder, die er, ohne viel nach ihrer Meinung zu fragen, aufzieht und durch die Gefahren des Lebens bringt. Das nehmen die Kinder als natürlich hin, wachsen sie aber heran und beginnen gegenüber den noch willensstarken Eltern ihre eigenen Meinungen abweichend auszubilden, so ist das Patriarchialische des Verhältnisses nicht mehr schlechthin natürlich und wird nur durch die Zugeständnisse der Liebe, der Bescheidenheit, der Dankbarkeit auf seiten der Kinder und der Selbstlosigkeit



Das alte Berliner Rathaus um 1760

auf der der Eltern aufrecht erhalten, bis dann das Greisenalter die Eltern allmählich zu stillen Pfleglingen der Kinder macht. Wie aber in den Familien dieser normale Verlauf des Verhältnisses durch starren Egoismus und Herrschsucht der Eltern oder durch verfrühte Selbständigkeitsgelüste und durch Lieblosigkeit der Kinder nicht selten gestört wird, falls nicht eine tiefere und edle Kultur solche Übertreibungen zurückhält, so erheben sich zwischen dem Fürsten und seinem gereiften Volke ganz notwendig ähnliche Gegensätze, die zu vereinigen es auf beiden Seiten der Kultur bedarf; und da ein Staat oder eine Stadt schon aus dem Triebe der Selbsterhaltung immer nach einem beständigen und befriedigenden Zustande strebt, so wird bei den fortwährenden kleinen und großen Verschiebungen der Energien hüben und drüben die Loyalität, das heißt das ehrerbietige und willfährige Vertrauen der Untertanen zum Herrscher, so unablässig auf- und niedergehen wie das Zünglein einer Wage, solange ihre Schalen nicht mit toten Gewichten gleichmäßig beschwert sind.

Zwischen dem von Sankt Paulus vorgeschriebenen Standpunkte, daß jedermann der Obrigkeit untertan sei, weil jede Obrigkeit von Gott verordnet ist, und jenem Zustande, in dem der Gedrückte, nach Schiller, getrosten Mutes in den Himmel hinaufgreift und von dort seine ewigen Rechte herunterholt, liegen also unendlich viele Abstufungen des Untertanenverhältnisses, und weil höchst charakteristische Äußerungen der Volksseele hier in Betracht kommen, so ist auf sie einzugehen für die Kulturgeschichte von Wichtigkeit, besonders auch

für die von Berlin, das als Residenz die unmittelbarste Einwirkung des Herrscherhauses erfuhr, zugleich aber als Großstadt seine selbständige Entwickelung durchmachte.

Man redet so gern von angestammten Herrscherhäusern: das ist für Brandenburg und Berlin nur recht bedingt zutreffend. Wir erinnern uns, daß das Land von den Askaniern den Wenden allmählich entrissen und endlich abgekauft, Kölln-Berlin aber hauptsächlich mit Ansiedlern von verschiedenen Stämmen bevölkert wurde. Hier mußte das Verhältnis zwischen Fürst und Untertan sich also erst bilden, und es war ein freiwilliges, bis die beschworene Huldigung es anerkannte und festigte. Wie wenig persönlich und patriarchalisch es aber war, ersahen wir schon aus der Verteilung der beiderseits vorbehaltenen Rechte und aus dem Verlauf der politischen Geschichte, während dessen Kölln-Berlin gegenüber einer Welt von Feinden und Halbbarbaren selbständig emporstieg und wagemutig erstarkte, ohne von den letzten Askaniern und nun gar von den landfremden Wittelsbachern und Luxemburgern merklich unterstützt oder überhaupt systematisch regiert zu werden. Die Interessen dieser Herren, denen das kaiserliche Lehen nicht im Hinblick auf den Vorteil des Landes, sondern auf den der Dynastien zugefallen war, lagen ja weit ab im Süden; und obgleich das Mittelalter jene paulinische Auffassung von Obrigkeit und Untertanschaft überaus hoch hielt, so kam es in Wirklichkeit, durch die unerbittliche Logik der Tatsachen, doch nur dazu, daß beide Parteien, Fürst und Volk, sich gegenseitig nach Kräften ausnutzten. Auch die Hohenzollern zogen

ja als Fremde nach Brandenburg, als beauftragte Verwalter des unbequemen, dem Kaiser kaum bekannten und allmählich in üble Verwirrung geratenen Besitzes, und es dauerte lange, bis sie eingebürgert genug waren, um von den nachwachsenden Generationen als „angestammt“ empfunden zu werden.

An den Hohenzollern aber zeigte sich glorreich, daß da, wo das Prinzip der Legitimität ein unfruchtbarer Begriff bleibt, das persönliche Verdienst, der sittliche Wille des Herrschers ein Verhältnis zum Volke schafft, das nicht von pergamentnen Urkunden aufrecht erhalten wird, sondern von der Unentbehrlichkeit des Herrn. Die beiden ersten hohenzollernschen Kurfürsten waren auch die ersten Realpolitiker im Interesse der Mark seit den Tagen Johanns I. und Ottos III.; sie hatte vor ihnen doch kaum einen Meister gehabt, den es ihrer Not recht eigentlich erbarmt und der trotz Widerstrebens und Feindseligkeit mit starker Hand und Folgerichtigkeit das durchgeführt hätte, was zur Heilung ihrer vielen Gebresten not tat. Und wenn nach Friedrich dem Ersten und dem Zweiten in der Reihe der Fürsten mehr als einer auftritt, der sich gegenüber der von dem Ahnherrn festgestellten Aufgabe als unzulänglich erweist, so verleugnet der tüchtige Stamm sich doch nie lange, sondern bringt zu rechter Zeit einen neuen Sproß, der mit den alten Tugenden geschmückt emporstrebt.

Wie die Dinge zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lagen, war Stärkung der Herrschermacht gegenüber den Parteien, die das Land und Kölln-Berlin in stetem Unfrieden erhielten, wie wir früher schon sahen, eine Notwendigkeit; aber flochten jene ersten Hohen-

zollern die Krone auch für das eigene Haupt, so wußten sie doch, daß sie aus Dornen bestand, die wohl spät erst Rosen tragen würden; und ohne den großartigen Ernst ihrer Lebensauffassung würden sie, wie die Wittelsbacher nach Tirol, nicht selten wohl gern nach ihrem milden Franken zurückgezogen sein, um die Mark nicht wieder zu betreten.

Besonders Kölln-Berlin schuf ihnen ja Unmuße genug. Das hochmütige und reiche Patriziat, das sich selbst nicht mehr zu regieren wußte, war weit davon entfernt, die eigene Untauglichkeit zu erkennen; es fand nicht die Einsicht, daß zur Gesundung der Stadt ein Bruch mit der Vergangenheit und das Opfer vieler Vorrechte notwendig seien; und andrerseits hatte man ja von der kurfürstlichen Hofhaltung noch immer keinen materiellen Vorteil, da die Herrschaft meist außerhalb residierte und für jeden Aufenthalt in der Stadt nicht geringe Verpflegungssteuern in Naturalien und in Bargeld erhob.

Und doch ging von dieser Herrschaft, der süddeutschen mit ihrer ritterlichen Umgebung, ein merklicher Einfluß auf die Bürgerschaft aus. Der vollkommenen Unkultur der märkischen Junker, die auf ihren trotzigen und unfreundlichen Schlössern unproduktiv und raublustig wie ein Falkengeschlecht saßen, entsprach die kaum geringere Unbildung der Städter in Wissenschaft und Sitte. Wer reich war, prunkte alle seine Tage; wer es nicht dazu hatte, erhielt sich in dürftiger Dumpfheit; ein Anteil an dem geistigen Leben, das die Gesellschaft in Ländern älterer Kultur schon lange führte, wurde hier noch kaum genommen. Da gab die höfische Sitte, so

oft man sie beobachten konnte, wohl die erste Vorstellung von einem verfeinerten Wesen, denn die Zeiten des dichtenden Markgrafen Otto mit dem Pfeil und Waldemars des Großen, den Heinrich Frauenlob besungen hatte, waren längst vergessen; da brachten die fränkischen Herren und ihr Gefolge von Geistlichen wohl auch Anregungen, die Weltkunde, die Schulweisheit und die Gottesgelahrtheit zu vertiefen, soweit der geistige Besitz der Gebildeten es damals zuließ. Kurfürst Johann Cicero, der erste seiner Familie, der schon in Knabenjahren der Mark angehörte und sie also aus dem Grunde kannte, und dem zuerst eine Hebung des rasch verfallenden Wohlstandes in Stadt und Land gelang, konnte sogar die Gründung einer Universität ins Auge fassen, die sein Nachfolger, Joachim Nestor, in Frankfurt an der Oder vollzog, und auf der mancher Berliner, auch mancher märkische Junker studiert hat.

Die Universität Frankfurt stand auf streng katholischem Standpunkte und bekämpfte das reformierte Wittenberg, wie denn Joachim Nestor selbst der alten Lehre durchaus anhing und die neue, wo er konnte, unterdrückte. Aber die Saat vielfältiger Anregung die seine Vorfahren ausgestreut hatten, war auf dem jungfräulichen Boden kräftig aufgegangen, und ihre Früchte zeigten sich in der entschlossenen Selbständigkeit, mit der Berlin und bald auch die anderen märkischen Städte die Reformation annahmen. Als Joachim Hektor nach langem Zögern den Protestantismus für zulässig erkärte, hatte dieser sich schon lange selbst eingeführt, und die Gedankenarbeit, die er mit sich brachte, sorgte dafür, daß die Pflege der Wissenschaften und überhaupt der geisti-

gen Interessen in den ernster Gesinnten unter den Bürgerhäusern nun nicht mehr erlosch.

Diese Bildungsfähigen waren jedoch noch keineswegs die Mehrheit, und ihre Zahl nahm überhaupt nur langsam zu. Denn im Laufe des 16. Jahrhunderts war Berlin wieder reich geworden und führte nach dem Beispiel Joachim Hektors ein üppiges Leben, das zwar der Entwickelung mancher Gewerbe, nicht aber einer Richtung auf gesammelte Geistesarbeit günstig war. Joachim selbst und ebenso sein sparsamer, aber wie er verschuldeter Nachfolger Johann Georg mußten übrigens, um neue Steuern auferlegen zu dürfen, wie früher die Askanier, Wittelsbacher und Luxemburger, mehr als eines ihrer landesherrlichen Rechte den Ständen und Bürgern ausliefern oder verpfänden, so daß die Selbständigkeit der Stadt wieder anwuchs. Aber die Zeit der blühenden freien Städte war vorüber und die der festgefügten Monarchien war gekommen. Obgleich nun Brandenburg in Joachim Friedrich, Johann Sigismund und Georg Wilhelm nacheinander drei Regenten erhielt, die weder stark noch glücklich das in Sturm und Not ihnen anvertraute Steuer führten, kam das sich selbst wieder überlassene Berlin deswegen doch nicht empor; die Schwächung der Fürstenmacht brachte der städtischen Entwickelung keine Stärkung mehr. Es fehlte an tatkräftigen und entschlossenen Männern, so auch an Gelegenheiten und Zwecken, sich durchgreifend und neugestaltend zu erweisen; in tatenlosem Behagen, oft, aber vergeblich von landesherrlichen Verordnungen gegen Kleiderluxus und Festvöllerei zu Sparsamkeit ermahnt, lebte Berlin leichtsinnig bis tief in den Dreißig-

jährigen Krieg hinein, wo dann Armut und Elend es unwiderstehlich überfielen.

Von dem persönlichen Verhältnis der Berliner Bürger zu den drei Herrschern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wie zu denen im 16. wissen wir wenig. Diese Kurfürsten alle haben mehr durch Polizei und Steuerzettel als durch organisatorische Maßregeln fruchtbringender, das Wirtschaftliche fördernder Art sich in ihrer Hauptstadt geltend gemacht, auch nicht durch Kriege und Siege eine heldenhafte Volkstümlichkeit erworben. So oft sie in Berlin residierten, ging man ihren Launen womöglich aus dem Wege und freute sich, wenn es sich so traf, ihrer Leutseligkeit; die Feste, die sie besonders bei Besuchen fremder Fürstlichkeiten, bei ihren Hochzeiten oder Kindtaufen veranstalteten, die Jagden im Grunewald, die Hetzen im Tiergarten, die Turniere auf der Stechbahn, die Feuerwerke auf dem Wasserspiegel der Spree waren der Schaulust eine willkommene Augenweide. Und wenn Joachim I. nach dem berühmten Prozeß von 1510 wegen der gestohlenen und geschändeten Hostie 38 Juden und einen Christen auf einmal verbrannte, so erhielten die Zuschauer bei dieser Exekution einen tiefen Eindruck von fürstlicher Machtvollkommenheit; oder wenn Joachim Hektor, dessen Schulden schließlich in die Millionen gingen, die damals doch grundsätzlich vertriebenen Juden wieder groß zog oder sich mit seiner Geliebten, der schönen Gießerin, und deren Kindern öffentlich zeigte, so entnahmen die Berliner daraus, was ein Fürst sich alles erlauben dürfe: aber die Huldigungen, die nach der Sitte jener Zeiten bei manchen Gelegenheiten dem Herrscher in

Form von Geschenken und feierlichen Anreden darzubringen waren, werden durch alles dieses nicht aufrichtiger und herzlicher geworden sein. Ebenso als der Große Kurfürst 1650 nach Berlin kam, um es von da an in der Regel zu bewohnen, und seine starke Persönlichkeit in allen städtischen Angelegenheiten sehr deutlich fühlbar wurde, da erregte er sicher viel mehr Entrüstung als Dankbarkeit. Daß er durch seine Befestigungswerke, an denen die Bürger persönlich schanzen und auch durch Zahlungen und Abtreten von Grundstücken sich betätigen mußten, trotz ihrer Nützlichkeit nicht eben beliebter wurde, ist schließlich kein Wunder; denn hatte auch die durch ihre veraltete Bewehrung schon so arg geschädigte Stadt den sichtlichsten Vorteil von seinem bedeutsamen Unternehmen, so fühlte sie sich, bei ihrer Lässigkeit, durch alle jene Opfer doch höchlichst beschwert und empfand in der Tat zunächst nur Undank. Dafür jedoch, daß Friedrich Wilhelm aber auch Schulen gründete, mit Strenge die Verbrecher, selbst die aus dem Adel, verfolgte, das Postwesen entwickelte, durch Verbote der Vor- und Aufkäuferei den Handel begünstigte, durch Schleusen- und Krahnenbauten den Verkehr der Güter hob, die Münze regulierte, die Feuerwehr neu organisierte, die sehr nötige Säuberung der Straßen und der beiläufig 300 Brunnen durchsetzte, daß er die in den Weg vorspringenden Treppen und Beischläge beseitigte, die tiefen Rinnsteine verbot, dagegen die Weinstöcke an den Häusern und die Bäume vor den Türen durch harte Verordnungen schützte und eine Stadtbeleuchtung einführte, daß seine und seiner Gemahlinnen zahlreiche Bauten vielen Handwerkern

Der Spittelmarkt mit der 1881 abgebrochenen Gertraudtenkirche um 1783
(Nach J. Rosenberg)

Form von Geschenken und feierlichen Anreden darzubringen waren, werden durch alles dieses nicht aufrichtiger und herzlicher geworden sein. Ebenso als der Große Kurfürst 1650 nach Berlin kam, um es von da an in der Regel zu bewohnen, und seine starke Persönlichkeit in allen städtischen Angelegenheiten sehr deutlich fühlbar wurde, da erregte er sicher viel mehr Entrüstung als Dankbarkeit. Daß er durch seine Befestigungswerke, an denen die Bürger persönlich schanzen und auch durch Zahlungen und Abtreten von Grundstücken sich betätigen mußten, trotz ihrer Nützlichkeit nicht eben beliebter wurde, ist schließlich kein Wunder; denn hatte auch die durch ihre veraltete Bewehrung schon so arg geschädigte Stadt den sichtlichsten Vorteil von seinem bedeutsamen Unternehmen, so fühlte sie sich, bei ihrer Lässigkeit, durch alle jene Opfer doch höchlichst beschwert und empfand in der Tat zunächst nur Undank. Dafür jedoch, daß Friedrich Wilhelm aber auch Schulen gründete, mit Strenge die Verbrecher, selbst die aus dem Adel, verfolgte, das Postwesen entwickelte, durch Verbote der Vor- und Aufkäuferei den Handel begünstigte, durch Schleusen- und Krahnenbauten den Verkehr der Güter hob, die Münze regulierte, die Feuerwehr neu organisierte, die sehr nötige Säuberung der Straßen und der beiläufig 300 Brunnen durchsetzte, daß er die in den Weg vorspringenden Treppen und Beischläge beseitigte, die tiefen Rinnsteine verbot, dagegen die Weinstöcke an den Häusern und die Bäume vor den Türen durch harte Verordnungen schützte und eine Stadtbeleuchtung einführte, daß seine und seiner Gemahlinnen zahlreiche Bauten vielen Handwerkern

Der Spittelmarkt mit der 1881 abgebrochenen Gertraudtenkirche um 1783
(Nach J. Rosenberg)

zugute kamen, für dieses alles, wahrhaft praktische und echt patriarchalische Wohltaten, wurde ihm wenig Dank gewußt; und seine ebenso nützliche Einführung holländischer Künstler und Gelehrter sowie die Zulassung der betriebsamen, auf vielen Gebieten weit fortgeschrittenen Franzosen wurden ihm sogar sehr verübelt. Ohne Entsprechendes leisten zu können und, zunächst wenigstens, lernen zu wollen, verspürte man empört die überlegene Konkurrenz; jede Gunst, die der Kurfürst den feinen Fremdlingen erwies, galt als Beeinträchtigung der Landeskinder; und wenn man sich mit den Annehmlichkeiten des ausländischen Luxus und seiner Putzartikel und mit der Nutzbarkeit mancher neu eingeführter Industrien allmählich befreundete, so liebte man deswegen noch lange nicht die, denen man diese Bereicherungen des Lebens schuldig geworden war.

Friedrich der Eiserne hatte Berlins politische Bedeutung vernichtet; Friedrich Wilhelm der Große, der nicht weniger entschlossen seinen unbeugsamen Willen dem zerfahrenen Rat entgegensetzte, beschränkte durch sein souveränes Verfahren die Selbstverwaltung der Stadt so sehr, daß sie erst nach zwei Jahrhunderten wieder erstarkte: ein schmerzhafter, doch heilsamer Eingriff, da die Freiheit nur denen frommt, die strenge Herren ihrer selbst sind, Berlin aber in der Tat, trotz der unverwüstlichen Arbeitskraft seiner Bürgerschaft, schon längst um seine Fähigkeit zum Herrschen gekommen war. So weicht denn auch allmählich die ärgerliche Stimmung; man trotzt nicht mehr und gewöhnt sich an den Zustand, in dem man sich zuletzt gar nicht unwohl fühlt. Des Großen Kurfürsten Nachfolger

wird auf Grund des endlich gesicherten Besitzes von Preußen ein nordischer König, und mit Stolz ist man Seiner Majestät getreuer Untertan in dero ständiger Residenz.

Die schwülstigen Lobeshymnen der Hofpoeten und anderer Dichter, die nach fürstlicher Belohnung verlangten, pflegen wir als kulturhistorisch wertvolle Urkunden zu betrachten: sie sind es auch, aber doch nur für den Geschmack und für die Menschenwürde der betreffenden literarischen Kreise; nach ihnen zu urteilen, wären alle Gewalthaber von ihren Untertanen abgöttisch verehrt worden. Wir wollen uns durch sie, die zu Königs Friedrichs I. Zeit in ganz besonderer Üppigkeit blühten, nicht beirren lassen und müssen, wenn es auf die Gesinnung der eigentlichen Bürgerschaft ankommt, uns nach anderen Zeugnissen umsehen. Aber die Stimmung der bunten Menge bleibt uns, da von Aufständen oder sonst welchen besonderen Äußerungen des Volkes nichts berichtet wird, ziemlich unbekannt, und so werden wir nur aus eben diesem Mangel unsere Schlüsse ziehen können. Mit einiger Sicherheit dürfen wir annehmen, daß ein so strebsamer Fürst wie Friedrich, der nach einem Jahrhundert voll unmittelbarer Kriegsgefahren den Frieden wenigstens der Stadt erhielt und seine schon recht unmaßgeblich gewordene Residenz zu einem der Mittelpunkte nordischer Politik erhob, den Seinigen imponierte und durchaus verehrungswürdig schien, und daß er, dessen Aufwand und Kunstliebe der Stadt in hohem Grade zugute kamen, schon als Arbeitgeber geschätzt wurde. Der glänzende Luxus des 16. Jahrhunderts war ziemlich ausnahmslos im-

portiert gewesen: jetzt konnte doch manches des Hofes Würdige, allerdings mit Hilfe der Franzosen, in Berlin selbst hergestellt werden, und das Geld blieb reichlich in den Mauern. Während der Regierung König Friedrichs verdreifachte sich übrigens die Einwohnerzahl von Berlin: das ist entschieden ein Zeichen des stetig wachsenden und wohlverdienten Wohlstandes gerade der mittleren Bürgerschaft, und bei tüchtiger Arbeit in gutem Gleise aufwärts gelangend, durfte man unmöglich dem Herrscher gram sein, der an der günstigen Wendung so wesentlichen Anteil hatte, ohne wie der Große Kurfürst gewaltsam in die lieben fahrlässigen Gewohnheiten des täglichen Lebens sich einzumischen.

Allerdings war König Friedrichs feierliche und von Zeremonien umgebene Person durchaus nicht geeignet, in dem Sinne volkstümlich zu werden, wie etwa noch im Dreißigjährigen Kriege Graf Mansfeld oder Gustav Adolf es für weite Kreise geworden waren. Im Volksliede und im Herzen des Volkes gewinnt plastische, lebendige Gestalt nur der in greifbarer Menschlichkeit handelnde, triumphierende oder leidende Held, der Mann der frischen, eigenen Tat und des treffenden Wortes. Wohlwollenden Respekt und dankbare Hochachtung werden die Berliner ihrem Könige entgegengebracht haben, aber menschlich trat ihnen sein so unähnlicher Nachfolger näher. Friedrich Wilhelm I., der mit Unrecht meist nur als Soldatenmeister aufgefaßte, ist der erste preußische Monarch, der, ohne jemals sein absolutes Königtum zu vergessen, sich unmittelbar und persönlich mit dem Volke abgab. Sein Leben verlief in rastloser hausväterlicher Arbeit, fromm und gottes-

fürchtig; es war so durchaus bürgerlich, daß es in jeder Beziehung offen vor den Augen aller lag und festes Vertrauen erregte. Einfach und natürlich in seinem Auftreten, echt preußisch derb, deutlich und brav, praktisch und tätig, energisch bis zur Brutalität, originell bei einer gewissen Beschränktheit, war er in noch viel höherem Grade als der Große Kurfürst Patriarch, aber er wurde besser verstanden und deshalb trotz seiner Tyrannei gerade von den einfachen Leuten geliebt. Mit vollem Bewußtsein hatte er danach gestrebt, diese aufrichtige Liebe seines Volkes zu verdienen und zu erwecken; und wenn er durch strenge Pflichterfüllung seinerseits und durch unerbittliche Forderung entsprechender Gesinnung auf der Seite seiner Berliner zum Ziele zu kommen glaubte, so irrte er darin wohl nicht, denn seit den Tagen des Großen Kurfürsten war die Stadt in der Tat moralisch fester und gesunder geworden, obgleich sich aus manchen, den Höfen nahestehenden Kreisen eine internationale Verderbtheit nicht ausrotten ließ.

Das Regiment des Stockes, den der starke und eifrige König, wie man weiß, recht rücksichtslos führte, bewies den Berlinern, Zivilisten wie Soldaten, den engen Zusammenhang zwischen ihnen und dem Oberhaupte: und vielleicht als die ersten empfanden deshalb sie das Angestammte, das Naturverwandte ihres Fürstenhauses zu ihrer eigenen handfesten Art. Aber die herbe Nüchternheit des Herrschers hemmte den Aufschwung ihrer Gefühle; er konnte und wollte sie nicht begeistern und war zufrieden, wenn sie sich aus Gehorsam räsonnabel aufführten. Nach ihm jedoch erschien Friedrich der Große, jugendlich und feurig, den Künsten und Wissenschaften

geneigt, nach Schönheit durstend, in allem diesen ein Gegensatz zu seinem Vater, aber ebenso durchdrungen wie jener vom Gefühl der Pflichten gegenüber dem Staate, und ebenso gewissenhaft in Arbeit und Fürsorge, in persönlicher Pflege immer neuer Erwerbszweige und in genauester Kontrolle des Geleisteten. Und gewann dadurch auch er das Vertrauen der Seinigen, so erregte er außerdem nicht nur aller Bewunderung durch den Glanz seines Auftretens und die Pracht seiner vielen Bauten, sondern als Sieger in den schlesischen und im Siebenjährigen Kriege brachte er auch einen weithin strahlenden Ruhm heim und machte das Heer, das manchem wohl schon eine unnütze Landplage geschienen hatte, volkstümlich und geachtet. Auf ihn zuerst wurden auch vom Volke Lieder gedichtet und nicht nur von den Poeten; erzählte man sich von seinem Vater hundert Anekdoten, so galten ihm tausend; von seinen Taten im Kriege, seiner Tapferkeit, seiner Geistesgegenwart und Klugheit, von seiner Waffenbrüderlichkeit mit Soldaten und Offizieren, von seiner Milde, von den Gefahren, denen er entronnen war, ging ein märchenhafter Schimmer aus und verklärte auch sein unablässiges Schaffen im Frieden: in seiner genialen Persönlichkeit hatten die Preußen denn endlich den vollkommenen Fürsten gefunden, den sie nicht nur als Landesvater liebten und mit dankbarer Scheu verehrten, sondern der auch ihre Phantasie entflammte und einen freudigen, einen idealen Zug in das Pietätsverhältnis brachte. Mochte Friedrich die Hauptstadt zu wiederholten Malen den Plagen des Krieges aussetzen, mochte über seine scharfe Finanzwirtschaft, über die Einführung der Regie, über die

Bevorzugung der Franzosen noch so heillos räsonniert werden, mochte er in späteren Jahren fast nur in Potsdam residieren und man, als er ein Greis geworden, ihn kaum noch kennen, so blieb er den Berlinern doch immer der prächtige „alte Fritz", eine festgeprägte, im besten Sinne volkstümliche Gestalt, die tagtäglich durch die Gedanken jedes Bürgers ging und die Idee des staatserhaltenden Königtums in aller Herzen befestigte. Man hat wohl beobachtet, daß die bittere Not erschütternder Katastrophen die Menschen über ihre Einzelinteressen hinaus zu glühender, selbstloser Vaterlandsliebe vereinigt: dauerhafter als solche heroische Zustände und in seiner Dauer fruchtbarer ist der Patriotismus des Friedens, das stolze Gefühl, in einem rechtschaffenen Staate, in einer gesunden Stadt mit festem Fuße zu stehen, einen Herrscher voll Kraft und Ansehen um die Wohlfahrt des Gemeinwesens besorgt zu wissen, und selber in Treue und nach Vermögen seine Bürgerpflicht zu erfüllen. Daß die Berliner ein halbes Jahrhundert lang mit Leib und Seele und zu ihrem eigenen Besten streng königlich gesinnt sein konnten, ist eines der Verdienste Friedrichs des Großen.

Und lange über seinen Tod hinaus war der Geist dieses wahrhaften Königs mächtig. Das Heer, das er geformt und das zu verjüngen man späterhin versäumt hatte, brach vor dem Ansturm der neuen Zeit zusammen, seine Schulung des preußischen Beamtenstandes vererbte sich aber weiter, und diese solide Organisation der bürgerlichen Gesellschaft trug wesentlich dazu bei, daß man das schlotterige Königtum des gutmütigen und haltlosen Friedrich Wilhelm II. ohne tiefern Schaden

überwand. Eine epigonenhafte Frivolität ergriff zwar wie den Hof, so auch breite Schichten des Bürgertums, aber das schwüle Liebesleben der Boudoirs, die lüsterne Romanen- und Novellenliteratur, die sinnliche Schwärmerei in metaphysischen Geheimnissen, kurz, die ganze krankhafte fin-de-siècle-Stimmung, die in Preußen und hauptsächlich in Berlin eine Reaktion gegen die moralische Nüchternheit der Aufklärungsperiode und zugleich der sonderbar entstellte Widerhall des französischen Revolutionsdonners war, vergiftete doch nicht den guten Grund und Nährboden der Stadt. Gaben die Oberen ein schlechtes Beispiel, so waren eben doch die Meisten noch stark genug, um ihm nicht zu folgen, und man rettete einen Schatz friederizianischer, strenger Gesinnung in das 19. Jahrhundert hinein.

Hier aber beginnt nun das merkwürdigste Widerspiel: dieser Geist des alten Fridericus Rex ersteht drohend gegen Friedrich Wilhelm III.! Hatte der „Marquis von Brandenburg" halb Europa in Schach gehalten, so zitterte jetzt ganz Europa vor dem revolutionären Frankreich und dem neuen Manne der Tat, und der unentschlossene, unselbständige Friedrich Wilhelm, notgedrungen und unglücklich, gefährdete sehr die Würde des preußischen Königtums, dessen Idee aber noch von Friedrich her in unverminderter Größe das Volk beseelte und überhaupt den Begriff eines zeitgemäßen Königtums festgestellt hatte. Als die königliche Familie immer weiter nach Osten floh, als das stark geglaubte Preußen ein Schützling Rußlands wurde und der ehemals stolze Staat dann doch zusammenbrach, als vor dem Zutun des Königs die Wiederherstellung begann und

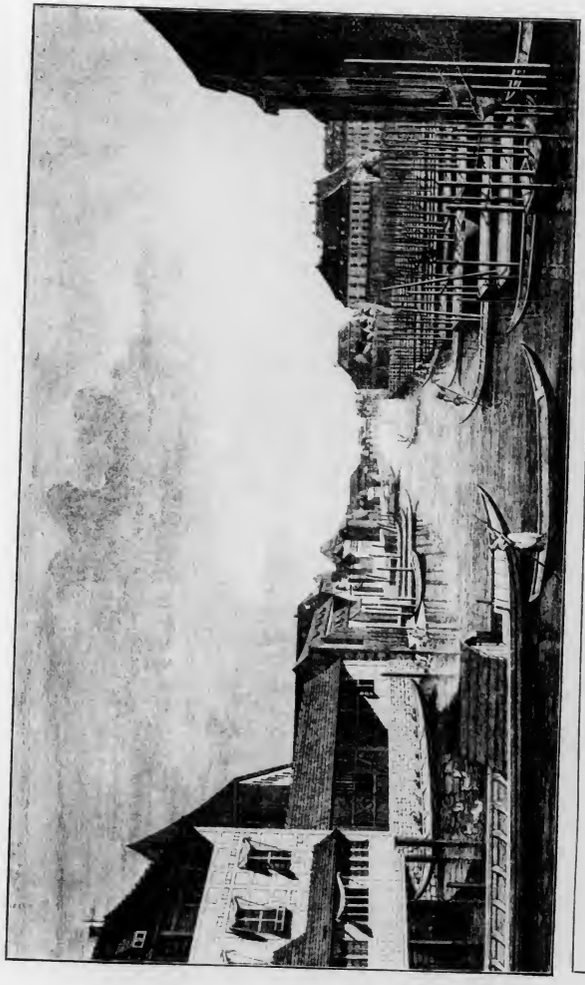
Friedrich Wilhelm von diesen ungeheuren Schicksalen allen doch nichts gelernt hatte als mürrisches Mißtrauen und Abwarten, da entwickelte sich, aus schmerzlicher Enttäuschung, sogar in Berlin, und bald in Berlin am schärfsten, ein längst nicht mehr gewohnter Gegensatz zwischen Volk und Krone. Die schweren Leiden der Freiheitskriege hatten alle Kräfte angespannt und die Gedanken vertieft; durch den endlich errungenen Sieg war das individuelle Selbstbewußtsein beträchtlich gesteigert worden; dazu kamen der Widerspruch des so verjüngten Bürgertums gegen den keineswegs gerechtfertigten Hochmut des immer noch sehr privilegierten Adels und Offiziersstandes und die den Berlinern von jeher eigene scharfe Kritik, und es entstand jene chronische Verstimmung, die durch ein trockenes Polizeiregiment gereizt, sich allmählich in eine durchaus revolutionäre Gesinnung verwandelte. Das Königtum genügte nicht mehr dem Anspruch, den man in Erinnerung an die Tüchtigkeit Friedrichs des Großen daran stellte; man verlangte ein anderes, nunmehr konstitutionelles, oder man verlangte womöglich die Republik, die denn freilich für Preußen ein durchaus ideologisches Extrem gewesen wäre. Konnte Friedrich Wilhelm III. die Schmerzen seiner Zeit nicht begreifen, viel weniger sie heilen, so war sein Sohn und nächster Nachfolger, das echte Kind dieser gährenden, unklaren, Großes und Gutes wollenden und in der Politik eines zweckmäßigen, überlegten Handelns ganz unfähigen Periode, erst recht nicht imstande, der anschwellenden Bewegung Herr zu werden.

Natürlich revolutionierte nicht ganz Berlin, und ab-

Blick auf die Spree (an der Fischerbrücke) um 1785
(Nach J. Rosenberg)

Friedrich Wilhelm von diesen ungeheuren Schicksalen allen doch nichts gelernt hatte als mürrisches Mißtrauen und Abwarten, da entwickelte sich, aus schmerzlicher Enttäuschung, sogar in Berlin, und bald in Berlin am schärfsten, ein längst nicht mehr gewohnter Gegensatz zwischen Volk und Krone. Die schweren Leiden der Freiheitskriege hatten alle Kräfte angespannt und die Gedanken vertieft; durch den endlich errungenen Sieg war das individuelle Selbstbewußtsein beträchtlich gesteigert worden; dazu kamen der Widerspruch des so verjüngten Bürgertums gegen den keineswegs gerechtfertigten Hochmut des immer noch sehr privilegierten Adels und Offiziersstandes und die den Berlinern von jeher eigene scharfe Kritik, und es entstand jene chronische Verstimmung, die durch ein trockenes Polizeiregiment gereizt, sich allmählich in eine durchaus revolutionäre Gesinnung verwandelte. Das Königtum genügte nicht mehr dem Anspruch, den man in Erinnerung an die Tüchtigkeit Friedrichs des Großen daran stellte; man verlangte ein anderes, nunmehr konstitutionelles, oder man verlangte womöglich die Republik, die denn freilich für Preußen ein durchaus ideologisches Extrem gewesen wäre. Konnte Friedrich Wilhelm III. die Schmerzen seiner Zeit nicht begreifen, viel weniger sie heilen, so war sein Sohn und nächster Nachfolger, das echte Kind dieser gährenden, unklaren, Großes und Gutes wollenden und in der Politik eines zweckmäßigen, überlegten Handelns ganz unfähigen Periode, erst recht nicht imstande, der anschwellenden Bewegung Herr zu werden.

Natürlich revolutionierte nicht ganz Berlin, und ab-



Blick auf die Spree (an der Fischerbrücke) um 1785
(Nach J. Rosenberg)

gesehen von den Herrschenden, gegen die man sich wandte, war die aufgeregte Menge eine Minderzahl, die, noch dazu durch fremden Zuzug vergrößert, keinen wesentlichen Bruchteil der Bürgerschaft bildete. Aber mochten auch die demokratischen Banden, die das Jahr 1848 unsicher machten und Friedrich Wilhelm IV. in den Märztagen so schwer bedrängten, samt ihren zum Teil frivolen oder ganz kopflos rabiaten Agitatoren nur eine Karikatur des Volkes darstellen, so trägt eine Karikatur doch eben einige der charakteristischen Züge der Person, die sie verzerrt, und das Königtum wäre damals nicht durch den Straßenkot der eigenen Hauptstadt geschleift worden, hätte es in der Mehrzahl der Bürger eine wirklich solidarische Schutzwehr gefunden. Aber wem schlug denn noch ein inbrünstiges Herz zu ihm? Wer mochte sich zu seinen Gunsten regen, wer fand die leitenden Gedanken, die eine starke Gegenbewegung organisiert und durchgeführt hätten, wenn gar nicht abzusehen war, was eigentlich der König selber wollte? Mit großem Unbehagen, teils entrüstet und teils bedrückt, teils gleichgültig und teils schadenfroh, aber bis auf die loyalen Bestrebungen der Nationalgarde eigentlich tatenlos, sah Berlin die Revolution in seinen Mauern sich vollziehen. Gewerbfleiß und Unternehmungslust, Wissenschaft und Künste wurden durch diese Krisis, diesen Paroxysmus der Politik in einer politisch noch unreifen und doch auch nicht mehr patriarchalisch frommgesinnten Zeit, nur vorübergehend gestört. Ja, die stille Arbeit, die nie ausgesetzt hatte, war so sehr das Wesentliche im Leben der Stadt, daß diese den Zerfall mit dem Königshause, von dem sie doch seit dem

17. Jahrhundert in allen Dingen bevormundet worden war und dem sie dabei unendlich viel zu verdanken hatte, keineswegs spürte, sondern die ihr inzwischen wieder zugefallene größere Selbständigkeit zur Ausübung einer wohlgeordneten und energischen Selbstverwaltung ohne weiteres zu nützen verstand.

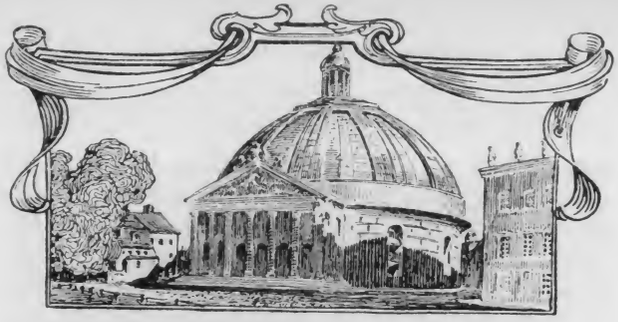
Und doch war Berlin im Grunde monarchisch und hohenzollernsch geblieben. Als der rechte Meister kam, der eherne Diener seines Herrn, und eine Realpolitik einsetzte, die gleich der jener unwillkommenen Markgrafen geradeswegs gegen die öffentliche Meinung ging und doch, eben weil sie auf Tatsachen fußte statt auf Doktrinen, durchaus die notwendige war, als Preußens Stern aufs neue sich erhob und drei glückliche Kriege die Zeiten Friedrichs des Großen wiederzubringen schienen, da trat Berlin zwar nicht wieder unter ein friederizianisches Regiment, aber es wußte die Liebe und Treue zu König Wilhelm, der es zur Kaiserstadt machte, freimütig dem Zug des Herzens folgend und freudig zu hegen. Weit tiefer als im Jahre 1848 die Revolution, gingen besonders 1870—71 die Wogen patriotischer Begeisterung, und die Volkstümlichkeit des Königs, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl war allgemein, denn diese Männer hatten sich im Kriege, mochten Bismarck und Moltke auch die eigentlichen Lenker des Feldzugs gewesen sein, als pflichttreue, tüchtige und menschlich sympathische Führer gezeigt und waren zudem von der manchmal verblaßten, aber nie erloschenen Gloriole des königlichen Geblütes umstrahlt. Was die veränderte Zeit auch wirklich nicht hätte missen können, war eingetreten: durch ihren persönlichen Wert erwarben sich

die Hohenzollern die Liebe der Berliner zurück; ohne ihn hätten sie sich schwerlich auch nur der Unterwürfigkeit zu erfreuen gehabt, die man in früheren Jahrhunderten den Fürsten als selbstverständlichen Tribut entgegenbrachte. Als aber Kaiser Wilhelm der Siegreiche nun auch die Tugenden des Friedensfürsten ausübte und die sozialpolitische Gesetzgebung begann, gütig, gewissenhaft und zielbewußt, da wuchs noch, wenn es möglich war, sein Ansehen. Trotz der mächtigen Entwickelung der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Opposition, die Preußens Übergang vom Agrar- zum Industriestaat besonders stark in der Hauptstadt mit sich brachte, trotz der beiden aus fanatisiertem Haß hervorgegangenen Attentate, die in Berlin selbst gegen den edlen Greis gerichtet wurden, kann man wohl behaupten, daß mit seltener Einmütigkeit alle Stände ihren Kaiser wie einen Vater verehrten. So viele Fremde und müssige Gaffer die „Linden“ auf und nieder streiften — unter den Hunderten, die täglich das Erscheinen des schlichten Mannes an dem Eckfenster seines Hauses erwarteten, waren sicher nur wenige, die bloß pöbelhafte Schaulust dahin getrieben hatte; und wenn in bedeutenden Momenten der Zeitgeschichte Tausende ihm zujubelten, sobald er sich zeigte, so war das die mächtige Stimme von Berlin, das sich mit seinem Herrscher einig fühlte.

Erinnern wir uns des Gleichnisses, das diesen Abschnitt unseres Buches einleitete, so liegt wohl der Gedanke nicht fern, daß das längst mündig gewordene Berlin seinem Fürstenhause nunmehr zur Seite stehe wie das erwachsene Kind dem gealterten Vater; und in

der Tat werden die Sonderrechte, die der König auch bei der jetzt bestehenden Verfassung der Stadt in bezug auf einzelne Punkte, wie z. B. den Schmuck der Residenz, ihre Monumentalbauten und ihren Verkehr, sich hat vorbehalten lassen, nicht ohne einen Überschuß von Courtoisie respektiert. Aber nach den hundert Schmerzenstagen Kaiser Friedrichs, die Berlin in Mitleid und Spannung durchlebte, zeigt die Regierung Wilhelms II. doch wahrlich noch keinen Zug einer alterhaften Scheinmonarchie, die gleichsam nur eine Dekoration der demokratischen Hauptstadt und ein Anachronismus wäre. Im Gegenteil! das selbstbewußte und auf seine Selbständigkeit recht eifersüchtige Berlin verwundert sich nicht selten über den souveränen kaiserlichen Willen, der, ohne die verbrieften Rechte anderer zu verletzen, aber auch ohne irgend welche Rücksicht auf die öffentliche Meinung, sich in künstlerischen Schöpfungen eigenen Geschmackes gefällt und sicherlich auch durchsetzen wird, daß die Spur seines Wirkens noch Jahrhunderte lang deutlich bestehen bleibt. Er wolle sein Berlin zu Deutschlands schönster Stadt machen, soll der Kaiser sich vorgenommen haben; und seit zwei Jahrzehnten sind denn auch, von ihm beeinflußt, gewaltige Bauten in Fülle entstanden; vor allem aber erhob, im Tiergarten und um das Schloß, sich auf sein Geheiß ein ganzer Wald von Denkmälern und Statuen, die sich drängen wie die Weihgeschenke in griechischen Götterhainen. Die Zeit wird lehren, ob all diese Pracht in Wahrheit einen Zuwachs an Schönheit bedeutet und ob der künftige Charakter der Stadt im wesentlichen von ihr bestimmt werden konnte; eins aber gilt heute schon als gewiß,

nämlich, daß das Walten des Kaisers im Sinne der alten Hohenzollerntreue gegen Berlin gemeint ist, und daß solche Treue von der Stadt mit dankbarer Gesinnung vergolten wird. Durch mancherlei Wechsel hindurch hat das den Deutschen eingeborene edle Verhältnis zwischen Herzog und Gefolgsmann sich schließlich auch immer wieder für Berlin bewährt.



Berlin und die Religion.

Was nennen wir Religion? Es ist ein zweideutiges Wort. Gewöhnlich versteht man darunter das geistliche Band, das eine kirchliche Gemeinschaft durch gemeinsames Glaubensbekenntnis zusammenhält, und meint damit eigentlich die Konfession. Genauer genommen bedeutet jedoch „Religion“ das Gefühl der Abhängigkeit von einem göttlichen Wesen: wer in frommer Gesittung sich mit Gedanken und Werken einem persönlichen Gotte oder dem Prinzip des Guten zuwendet und in ihm lebt, der hat Religion und ist religiös. Diese beiden Bedeutungen kommen für unsere Betrachtung in Frage. Wir müssen untersuchen, welche Stellung die Berliner zu der jeweilig herrschenden Landeskirche und zu den anderen neben ihr auftretenden Konfessionen einnahmen und heute noch einnehmen: das kann uns ohne weiteres die Geschichte zeigen. Wieviel Religion jedoch, wieviel Treue und Glauben tatsächlich unter ihnen lebte, davon werden wir nur aus diesem oder jenem Anzeichen uns ungefähr eine Vorstellung zu machen vermögen. Denn eröffnet auch manche Nachricht, manche persönliche Äußerung wie ein helles Schlaglicht uns den geheimen Herzensschrein von Ein-

zelnen, so dürfen wir aus dem, was wir da entdecken, doch nur sehr bedingt auf die religiöse Kultur der Gesamtheit schließen; und so bleibt uns meistens verhüllt, wie die Berliner, die allerdings in der Mehrzahl wohl realistische Leute von außerordentlicher Lebenspraxis waren, sich in ihrem Gewissen zu den dunklen Fragen und Forderungen des Jenseits verhalten haben.

Das geistige Leben des Mittelalters war noch viel mehr als das unsrige umschränkt von unheimlichen Gewalten. Niemand zweifelte an der fortwährenden, unsichtbaren und doch leibhaftigen Gegenwart ganzer Legionen von bösen und guten Mächten, die sich mit den Seelen der Menschen befaßten, auf mancherlei Weise sich betätigten und durch Gebete oder durch Zauber beschworen werden konnten; alle Kräfte und Phänomene der Natur umgab gefährliches Geheimnis, und nur in den Grenzen der Offenbarung durfte der Christ mit Hilfe von scholastischer Philosophie den Durst nach Erkenntnis stillen. Vor allem aber war die Kirche allein im Besitze der Gnadenmittel, die den Menschen von dem ihn allenthalben umlauernden Verderben erretten konnten; an die absolute Kraft ihrer Formen und Zeremonien wurde fest geglaubt, und mochte auch der verruchteste Pfaffe, der üppigste Mönch sie handhaben, das bezahlte Wort, der erkaufte Ablaß wirkte unfehlbar. Wer fromm war, erfüllte die Gebräuche der Kirche mit religiösem Geiste; der rohe Gläubige benutzte sie naiv, wie es heute noch überall geschieht, mit konventioneller Bigotterie und durch Erfüllung des Buchstabens.

So war denn auch in Berlin die Kirche mit ihrer Organisation eine respektable Macht, zu der man sich

halten mußte, um sein Seelenheil zu wahren; aber im Gegensatz zu den Ländern reicher und alter Kultur ließ die dürftige, von Unruhen stets bewegte Mark, insbesondere aber auch das keineswegs immer arme, jedoch durchaus zurückhaltende Berlin, die Kirche darben. Zwar gab es Klöster wie Lehnin und Wunderorte wie Wilsnack, die zuzeiten im Überflusse schwelgten, die beiden Pfarrkirchen jedoch von Kölln-Berlin, St. Peter und St. Nikolai, waren sehr knapp dotiert und die übrigen Kirchen und Hospitalkapellen womöglich noch schlechter. Die sparsamen Bürger, die von geistiger Kultur überhaupt recht weit entfernt waren, empfanden zunächst kein Bedürfnis nach zahlreichen und höher gebildeten Priestern, auch nicht nach Prachtentfaltung bei dem Gottesdienst und in den Gotteshäusern; die Gilden und Zünfte, die anderswo in der Stiftung kunstgeschmückter Kapellen und Altäre und in der Bezahlung feierlicher Messen einander überboten, erlaubten sich hier verhältnismäßig nur selten einen solchen Luxus. Später, als man verfeinertes Leben schon zu schätzen wußte, entschloß man sich eher, etwa nach einem der häufigen Brände, zur Vergrößerung und Verschönerung einer Kirche; hochsinnig, zur Ehre Gottes und in Glaubenseifer begann man die Ausführung eines langwierigen Planes, aber nicht immer reichte die fromme Freigebigkeit ganz mühelos bis zum Ende der Unternehmung: über das Stocken der Bauten, über die Kärglichkeit der zufließenden Summen wird öfters geklagt, bis schließlich dann doch ein stattliches Werk vollendet dastand, ansehnlich für die schlichte Stadt, wenn auch nicht zu vergleichen mit den hanseatischen, den rheinischen oder süddeutschen Domen.

Die Mauerstraße mit der Dreifaltigkeitskirche um 1780
(Nach J. Rosenberg)

halten mußte, um sein Seelenheil zu wahren; aber im Gegensatz zu den Ländern reicher und alter Kultur ließ die dürftige, von Unruhen stets bewegte Mark, insbesondere aber auch das keineswegs immer arme, jedoch durchaus zurückhaltende Berlin, die Kirche darben. Zwar gab es Klöster wie Lehnin und Wunderorte wie Wilsnack, die zuzeiten im Überflusse schwelgten, die beiden Pfarrkirchen jedoch von Kölln-Berlin, St. Peter und St. Nikolai, waren sehr knapp dotiert und die übrigen Kirchen und Hospitalkapellen womöglich noch schlechter. Die sparsamen Bürger, die von geistiger Kultur überhaupt recht weit entfernt waren, empfanden zunächst kein Bedürfnis nach zahlreichen und höher gebildeten Priestern, auch nicht nach Prachtentfaltung bei dem Gottesdienst und in den Gotteshäusern; die Gilden und Zünfte, die anderswo in der Stiftung kunstgeschmückter Kapellen und Altäre und in der Bezahlung feierlicher Messen einander überboten, erlaubten sich hier verhältnismäßig nur selten einen solchen Luxus. Später, als man verfeinertes Leben schon zu schätzen wußte, entschloß man sich eher, etwa nach einem der häufigen Brände, zur Vergrößerung und Verschönerung einer Kirche; hochsinnig, zur Ehre Gottes und in Glaubenseifer begann man die Ausführung eines langwierigen Planes, aber nicht immer reichte die fromme Freigebigkeit ganz mühelos bis zum Ende der Unternehmung: über das Stocken der Bauten, über die Kärglichkeit der zufließenden Summen wird öfters geklagt, bis schließlich dann doch ein stattliches Werk vollendet dastand, ansehnlich für die schlichte Stadt, wenn auch nicht zu vergleichen mit den hanseatischen, den rheinischen oder süddeutschen Domen.

Die Mauerstraße mit der Dreifaltigkeitskirche um 1780
(Nach J. Rosenberg)

Natürlich entsprach der Klerus der älteren Zeit in seiner Beschaffenheit dem ganzen Zuschnitt der märkischen Kirche: soviel wir wissen, zeichnete er sich durch nichts aus. Auch die Berliner Klöster, die doch Unterricht erteilten, nicht einmal die Dominikaner, die sonst wie die Benediktiner Bildung oder mindestens theologische Gelehrsamkeit verbreiteten, leisteten darin so Rühmliches, daß irgend welche Zeugnisse davon sich hätten erhalten können; sie scheinen auch keine nennenswerte Bibliothek und keine Kopierstube für Bücher besessen zu haben. Nur in einem, außer durch ihre geistlichen Befugnisse, waren die Kleriker den Bürgern bedeutend überlegen: trotz ihrer Unbildung beherrschten sie einigermaßen das Recht und kannten sich in Urkunden aus. Da es nun Rechtsanwälte noch selten und Rechtskundige sonst wohl nur im Kreise des Rates und der Reichsregierung gab, so holte sich im Rechtsstreit mancher gemeine Mann vertrauensvoll bei seinem Beichtiger oder dessen Genossen die nötige Auskunft, die ihm auch gern gegeben wurde. Denn die Geistlichen gaben sie nicht umsonst und gelangten noch dazu auf diesem Wege allmählich zu einer nicht zu unterschätzenden Machtstellung in ihren Gemeinden. Sie gewöhnten sich sogar an den Anspruch, auch ungebeten solche Prozesse, die keine geistlichen Dinge betrafen und allein vor den weltlichen Gerichtshof des Rates oder des Herrschers gehörten, zu schlichten, woraus dann nicht selten schweres Gezänk und gelegentlich ein mißbilligendes Einschreiten des Papstes erfolgte, das übrigens ohne Wirkung war. Erst als die Vermehrung der bürgerlichen Rechtskundigen im 16. Jahrhundert die Geistlichen entbehrlich machte, verloren sie diesen Zuspruch der Laien.

War aber das Verhältnis der Berliner zu ihren geistlichen Oberen von Anfang an kein sehr untertäniges, so wurde es geradezu gespannt, als nach dem Tode Waldemars des Großen der Sohn des im Kirchenbanne lebenden Ludwig des Bayern Markgraf wurde und der Klerus gegen ihn Stellung nahm, während Kölln-Berlin zu ihm hielt. Im Verlaufe dieser Wirren geschah es, daß der unberufen gegen den Herzog Ludwig aufwiegelnde Propst Nicolaus von Bernau in Berlin ermordet und verbrannt wurde (1325), was für die Stadt ein Interdikt zur Folge hatte, das erst 19 Jahre später, nach unendlichen Ärgernissen, wieder aufgehoben werden konnte. Trotzdem zogen die Berliner schon nach wenigen Jahrzehnten ein neues auf sich herab: ihr Ingrimm gegen die Geistlichkeit war so groß, daß sie nach dem Brande von 1376 ohne hinreichenden Grund, wie es scheint, einen Priester der Urheberschaft anklagten und ihn vor ihrem Gerichte folterten, statt ihn bei dem bischöflichen anzuklagen; wofür sie dann wiederum auf Jahre hinaus zu büßen hatten.

Und dennoch war inzwischen die Kirche mehr als einmal mütterlich um sie besorgt gewesen, wie z. B. der Bischof von Lebus, der eine Zeitlang unter dem mißgünstigen Karl IV. die Mark verwaltete, als wohlwollender und milder Herrscher der Stadt doch manches Gute erwirkte; überhaupt aber sind damals die Berliner trotz aller Kargheit und der vielen Streitigkeiten mit dem Klerus eigentlich nicht von Herzen unkirchlich gewesen. Als Zeugnis dafür können die vielen Bruderschaften gelten, die besonders im 14. Jahrhundert blühten. Da gab es eine Elendengilde zur Pflege der armen Wanderer und Liebfrauengilden zur Ausübung von Wohl-

tätigkeit anderer Art; während des ersten Interdiktes entstand sogar eine Vereinigung, um die Priester zu unterstützen, die durch den Ausfall der Gottesdienste und also ihrer Einkünfte Not litten. Marienbruderschaften feierten vor allem den Dienst der Mutter Gottes; dem Totenkultus und erbaulichem Gemeindeleben waren besonders die Kalandsgesellschaften geweiht, die wie in ganz Norddeutschland so auch in Kölln und Berlin ihre Höfe hatten, ihre Zusammenkünfte zu Anfang jedes Monats abhielten und Werken der Barmherzigkeit, unter ihnen wohl auch der Versorgung der Hospitäler, mit Aufwendung großer Mittel oblagen. Dafür, daß solche Genossenschaften, in denen das religiöse Bedürfnis eine sittliche Betätigung und Befriedigung fand, von der strengen Richtschnur des orthodoxen Glaubens sektiererisch abgewichen wären, liegt kein Verdacht vor; vielmehr wurde in Berlin so streng wie anderswo jede Abirrung bestraft und von der Gemeinde ein solches Gericht gebilligt. Noch 1458 verbrannte man in Berlin einen Hussiten, weil er aus der Bibel allerlei Beschränkungen der Unfehlbarkeit von Kirchenlehrern und Konzilien ableitete. Auch sorgte die weitgehende und damals und noch lange respektierte Kirchenzucht mit Erfolg nicht nur für kirchlichen Anstand wie die Sonntagsheiligung, sondern auch für löbliches Einhalten der erlaubten Gedankenbahnen in Glaubensangelegenheiten.

Aber allmählich begannen die Formen der mittelalterlichen Frömmigkeit sich zu überleben. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfielen die reich gewordenen geistlichen Gesellschaften nicht selten in weltliches und nichtsnutziges Wesen, so daß man das Wort „kalandern“ für „müßiggehen“ zu brauchen begann und

der Ausdruck „saufen wie ein Kalandsbruder“ die allgemeine Mißachtung des ehemals sehr angesehenen Instituts bekundete; dem religiösen Bedürfnis genügte die konventionelle Werkheiligkeit nicht mehr, und die Reformation begann sich vorzubereiten. Es erwachte die Selbständigkeit des Gedankens; die Gewissensnot ließ sich durch Kirchenbuße und Absolution nicht zum Schweigen bringen; man suchte nach stärkeren Rettungsankern, und selbst in den Kreisen der Geistlichen, der Priester, Mönche und Nonnen vollzog sich der innere Abfall vom Katholizismus. Der ketzerische laute Protest, der von Luther ausging und in Wittenberg seine erste Verstärkung fand, erregte freudigen Widerhall auch in Berlin. Natürlich insgeheim, denn die neue Lehre wurde von Regierung und Kirche streng verfolgt, aber mit wachsendem Freimut erbauten sich viele und immer zahlreichere Familien und Freundeskreise an Luthers herzhaften Liedern, an seinen Sendschreiben, die so kräftig auf alles losfuhren, was im religiösen Leben krank und untauglich geworden war, an den erhebenden Auslegungen der Bibel, die den Menschen in reinerem und freierem Sinne als ein liebes Kind Gottes hinstellten. Der evangelische Geist in seiner damaligen Fassung, kampfesfreudig, selbstbewußt, derb, sehr positiv, mit vielen mittelalterlichen Vorstellungen noch völlig übereinstimmend, nur in den für das Gewissen wichtigsten Punkten mit ihnen brechend, mußte gerade in Berlin, das im 16. Jahrhundert zu etwas höherer Kultur herangereift war und doch sein kerniges und scharfes Wesen behalten hatte, verstanden werden und sich ausbreiten. Wenn noch 1517 der bekannte Tetzel als unbefangener Vertreter des beutelustigen Papstes vor dem Grauen

Kloster sein Geschäft betrieb, so entfloh 1528 die Kurfürstin, die im Jahre zuvor ganz im stillen zum evangelischen Glauben übergetreten war, nach schweren Kämpfen sich von Gemahl und Kindern trennend, um ihrer Seelenrettung willen nach Sachsen. Das Beispiel ihrer Hingabe an die reine Lehre erhielt den Mut vieler Zaghafter, und Kurfürst Joachim Nestor, der katholisch blieb, unterstützte umsonst die Sache der alten Kirche, warnte vergeblich vor Luthers Bibelfälschung, verbot ohne Erfolg das Singen evangelischer Lieder und die Anstellung evangelisch gesinnter Geistlicher: er vereinsamte sichtlich und suchte sich mit Astrologie und anderen mittelalterlich gelehrten Studien, die ihn der sich erneuenden Zeit noch mehr entfremdeten, zu trösten.

Sein Sohn, Joachim Hektor, widerstand dem gewaltigen Drängen des Volkes nicht lange: er bekannte sich 1539 selbst zu Luther und gestattete, daß am 2. November desselben Jahres in seiner, den Dominikanern abgenommenen Domkirche die Berliner Gemeinde auch ihren Übertritt öffentlich feierte. Der protestantische Theologe Jacob Strattner, ein Franke, wurde zur Einführung der Reformation in die Mark berufen und löste im Verein mit dem Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, der lutherisch geworden war und geheiratet hatte, diese Aufgabe, indem er vorsichtig vermittelte, manche katholischen Formen und Gebräuche bestehen ließ und nur das der neuen Lehre ganz Widersprechende abschaffte. So verschwand, wenigstens zeitweilig, die Ohrenbeichte, aber die Berliner Klöster wurden nicht aufgehoben, bis ihr letzter Insasse aus der katholischen Zeit gestorben war. Trotz dieser Milde verlief die Umwandlung nicht ohne Aufregung,

allerlei ängstliche Zeichen und Wunder begleiteten sie; und daß überhaupt mit der Reformation noch keine Periode des Gottesfriedens und der Gerechtigkeit angebrochen war, bewiesen deutlich der Kurfürst selbst und die führenden Geistlichen: bei der Kirchenvisitation, die die neue Organisation des Klerus bezweckte, ließ Joachim viel Kirchensilber zu seiner persönlichen Bereicherung einziehen, und der Hofprediger Johannes Agricola zeigte in wütenden Disputationen mit dem Propst von Berlin und dem Frankfurter Professor Prätorius, bis zu welchen paradoxen Tifteleien die gelehrten Protestanten sich versteigen konnten. Als im Jahre 1564 das jährliche Dankfest für die Einführung der Reformation gestiftet wurde, hatte der Keim des eifernden Unfriedens auch schon in der Gemeinde tiefe Wurzeln geschlagen.

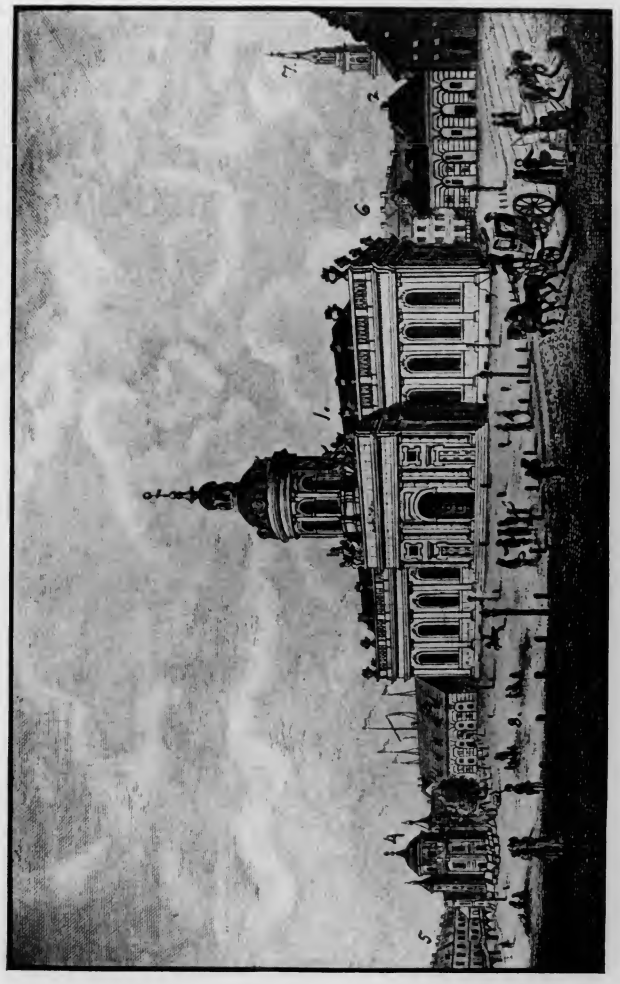
Die überlegende und selbständige, norddeutsche und nüchtern märkische Natur der Berliner fand im Protestantismus ein weites Feld für ihre verstandesmäßige Gedankenarbeit. So wie er erlauben nur wenige Konfessionen, daß der Gläubige die Glaubenssätze, statt sie kindlich und unbezweifelt anzunehmen, sich mit vollem Bewußtsein zu eigen macht: wenn der Katholik um Ergebung in die Dogmen ringt, so kämpft der Protestant um ihr Verständnis. Notwendig muß sich dabei sein Gemüt mit dem Rationialismus abfinden; und in einer Zeit, die ganz allgemein die Bibel durchaus wörtlich nahm und auf Begriffe und Unterschiede, die uns jetzt meist gleichgültig scheinen, den höchsten Wert legte, erging sich, neben Gebet und Erbauung, von der Vernunft nicht immer geleitet, aber vom Glaubenseifer häufig verblendet, die Forschung in Gebieten, die von den wesentlichen Grundwahrheiten des Christentums eigent-

lich fernab liegen. Um so reichlicher waren ihre Entdeckungen von spitzfindig geformten Sätzen, auf die sie sich dann versteifte, für die sie focht und zu denen sie Andersdenkende zu bekehren suchte. Was in der katholischen Kirche in der Regel die Sache disputierender Kleriker gewesen war, wurde nun mit derselben Schärfe auch von den protestantischen Laien geübt, und dieses den lebendigen Glauben ertötende, mindestens gefährdende, rechthaberische Wesen gewann eine große Verbreitung. So ging in Berlin die Aneignung der lutherischen Grundsätze, der Ausbau der neuen Religion, nur unter heftigen Kämpfen und endlosen, kleinlichen Anfeindungen vor sich. Der Rat, der jetzt die Sorge für alle Pfarreien übernahm, war durchaus lutherisch und vervehmte jeden Andersgläubigen. Er wachte nach seinem Ermessen und im Einverständnis mit den Pröpsten über die Reinheit der Lehre und gab scharf acht, als sich allmählich eine kleine reformierte Gemeinde zusammenfand; wer katholisch blieb, hatte einen üblen Stand: er verlor seine Kirche und viele Rechte. Auch über das Wohlverhalten seiner Lutheraner wachte der Rat und handhabte eine unnachsichtliche Kirchenzucht, wie er denn einmal einen Bürger wegen Kirchenschlafes zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilte. Die Anstellung von Geistlichen wurde mit der größten Sorgfalt behandelt, Person und Bekenntnis des Kandidaten gründlich geprüft: und an allen diesen Dingen nahmen die Gemeinden, die sich in die Kirchen drängten, so daß die Gestühle bei weitem nicht ausreichten, lebhaften Anteil. Ihr Eifer steigerte sich gelegentlich zu öffentlichem Aufruhr: so, als Kurfürst Johann Sigismund 1615 sich den Reformierten anschloß; man fürchtete, allerdings

ohne Grund, daß er beginnen werde, die Untertanen zu seinem wie der Katholizismus verhaßten Bekenntnis zu zwingen.

Dieses allgemeine Interesse für die Glaubenssachen, das dem weit langsamer sich entwickelnden für Künste und Wissenschaften vorausgeeilt war und deshalb etwas immerhin Unkultiviertes an sich hatte, dauerte bis tief in das 18. Jahrhundert. Weit eher als das 16. ist dieses der Übergang von der alten zur neuen Zeit gewesen, denn sein Pietismus, der das verknöcherte Kirchen-Luthertum in ein mehr laienhaftes, praktisches Christentum umwandeln wollte, und später seine Aufklärung, der merkwürdige Versuch, nur das zu glauben, was man begriff, brachen zuerst und grundsätzlich mit der starren Orthodoxie, die seit dem Mittelalter bis dahin eine Grundforderung der Religiosität gewesen war. Auch die Berliner verloren allmählich ihren strengen kirchlichen Sinn, aber zunächst nur insofern, als sie im Gemeindeleben und im Gottesdienste nicht eigentlich Befestigung in den Glaubenssätzen, sondern mehr eine ethische Erbauung suchten, und übrigens sich durch mancherlei sonderbare Schwärmerei, wie wir bald sehen werden, entschädigten.

Die Berliner Kirchengeschichte dieser Zeit ist reich an charaktervollen, scharf hervortretenden Gestalten. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hatten die lutherischen Stadtpröpste und die später reformierten Hofprediger eine große Rolle gespielt: im 18. steigerte sich die Erscheinung der streitenden Kirchen noch bedeutend. Der Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus freilich verblaßte einigermaßen, weil die Einzelformen der Bekenntnisse sich überhaupt lockerten: so konnte man bereits



Der Dom im Jahre 1782

1. Der Dom 2. Die Hof-Konditorei 3. Das Königliche Waschhaus 4. Die Börse 5. Häuser am Stadtgraben 6. Häuser in der Burgstraße 7. Turm zur Marienkirche 8. Der Lustgarten

ohne Grund, daß er beginnen werde, die Untertanen zu seinem wie der Katholizismus verhaßten Bekenntnis zu zwingen.

Dieses allgemeine Interesse für die Glaubenssachen, das dem weit langsamer sich entwickelnden für Künste und Wissenschaften vorausgeeilt war und deshalb etwas immerhin Unkultiviertes an sich hatte, dauerte bis tief in das 18. Jahrhundert. Weit eher als das 16. ist dieses der Übergang von der alten zur neuen Zeit gewesen, denn sein Pietismus, der das verknöcherte Kirchen-Luthertum in ein mehr laienhaftes, praktisches Christentum umwandeln wollte, und später seine Aufklärung, der merkwürdige Versuch, nur das zu glauben, was man begriff, brachen zuerst und grundsätzlich mit der starren Orthodoxie, die seit dem Mittelalter bis dahin eine Grundforderung der Religiosität gewesen war. Auch die Berliner verloren allmählich ihren strengen kirchlichen Sinn, aber zunächst nur insofern, als sie im Gemeindeleben und im Gottesdienste nicht eigentlich Befestigung in den Glaubenssätzen, sondern mehr eine ethische Erbauung suchten, und übrigens sich durch mancherlei sonderbare Schwärmerei, wie wir bald sehen werden, entschädigten.

Die Berliner Kirchengeschichte dieser Zeit ist reich an charaktervollen, scharf hervortretenden Gestalten. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hatten die lutherischen Stadtpröpste und die später reformierten Hofprediger eine große Rolle gespielt: im 18. steigerte sich die Erscheinung der streitenden Kirchen noch bedeutend. Der Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus freilich verblaßte einigermaßen, weil die Einzelformen der Bekenntnisse sich überhaupt lockerten: so konnte man bereits

Der Dom im Jahre 1782

1. Der Dom 2. Die Hof-Konditorei 3. Das Königliche Waisenhaus 4. Die Börse 5. Häuser am Stadtgraben 6. Häuser in der Burgstraße 7. Turm zur Marienkirche 8. Der Lustgarten

unter der Führung des Philosophen Leibniz den Gedanken einer Vereinigung beider Kirchen fassen — ein Versuch, der aber doch nur unter langatmigen Auseinandersetzungen vor sich ging und deshalb bald genug von Friedrich Wilhelm I., und zwar sehr gröblich, unterdrückt wurde. „Die Pfaffen", sagte er in einem Dekret, „machen auf der Kanzel eine Sauce, eine sauerer als die andere . . . die werden Rechenschaft geben vorm Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln . . . denn am Tage des Gerichts wird man nicht fragen: Bist du lutherisch oder reformiert? sondern: Warst du gehorsam gegen die göttlichen Befehle oder warst du ein Disputator? Die Disputatoren werden zum Teufel geschickt." In seiner tiefen Abneigung gegen die theoretischen Wortgefechte, die er am Hofe seines Vaters sattsam hatte anhören müssen, vergaß der König, daß selbst sein starker Wille nicht imstande war, die Rede- und Schreiblust der vom Geiste getriebenen Theologen zu dämpfen; und trotz seiner wiederholten Eingriffe in das Leben der Gemeinden vollzog sich vor seinen Augen, was sich aus allen diesen Bewegungen ergeben mußte. Das war allerdings noch nicht die von ihm bekämpfte Union, aber die starke Entwickelung des hauptsächlich von den Pastoren Spener, Porst und Schade in Berlin begründeten Pietismus, der vom Pfarrer Reinbeck und zeitweilig von August Hermann Francke und dem Grafen Zinzendorf weiter ausgebildet und in den dortigen Gemeinden befestigt wurde. Die inbrünstige, von dogmatischen Fesseln befreite und in exaltierte, aber sehr menschliche Gefühle gekleidete Jesusliebe, die ekstatische Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott und die weltabgewandte Brüderlichkeit in den irdischen Verhältnissen, die jetzt

mit feurigen Zungen gepredigt wurden, ergriffen wie mit einem Rausche viele der sonst sehr wenig zur Empfindsamkeit geneigten Berliner, die aber gleich ihrem Könige bei den unerquicklichen Verhetzungen der Konfessionen in der Kirche schon lange nicht mehr zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse gelangt waren. Aber auch kurz wie ein Rausch war die Blüte der in Christi „Seitenhöhlchen“ sich bettenden Frömmigkeit, und es entsprach durchaus der Natur und Eigenart von Berlin, daß sehr bald eine deutliche, und zwar doppelte Reaktion gegen sie eintrat. Die führende Partei unter den Geistlichen begann sachte, die Gefühlsseligkeit in Philosophie hinüberzuleiten und auf Grund von erweckter Einsicht zur Moral zu überreden und Seelentrost zu bieten: sie ging dabei Hand in Hand mit der laienhaften Aufklärung, die unter dem skeptischen Friedrich dem Großen von Berufenen und sehr vielen Unberufenen in bester Meinung betrieben wurde. Und gegenüber dieser rationalistischen Bewegung, die im allgemeinen auch wirklich mit Vernunft, versetzt mit reichlicher Trivialität, die Schaffung haltbarer, einen jeden befriedigender Zustände erstrebte, vollzog sich das notwendige Satyrspiel jeder Emanzipation, nämlich als Triumph der Ungebundenheit die Entstehung des radikalen Atheismus, der ja auch der Begleiter der französischen Revolution war und in manchen flachen und verstandesstolzen Kreisen von Berlin seine Nahrung fand: wer dreihundert Jahre früher wegen Gotteslästerung samt seinen Schriften verbrannt worden wäre, der durfte sich jetzt in den meisten Fällen ungestraft mit zersetzender Erkenntnis brüsten.

Die Staatsfrömmigkeit Wöllners, des allmächtigen Günstlings unter Friedrich Wilhelm II., konnte dagegen,

wie überhaupt gegen den wiedererstarkten Eigenwillen auch der positiv, aber freigesinnten evangelischen Gemeinden, nur wenig ausrichten: ein gewisser bodenständiger Rationalismus blieb bestehen. Mit ihm verband sich dann bald eine wachsende und schließlich weitverbreitete Gleichgültigkeit in kirchlichen Dingen: als 1817 das Lieblingswerk des durchaus gläubig reformierten Friedrich Wilhelms III., die Union der Lutheraner und Reformierten, nun endlich doch zustande kam und als Vertreter der einen Partei Professor Marheineke und Pastor Schleiermacher als der der anderen sich feierlich vor dem Altar von St. Nicolai die Hände reichten, da interessierte dieses Ereignis, das früher die ganze Stadt in Spannung erhalten hätte, außer vielen, tief empörten, harten Lutheranern, eigentlich nur noch die Kirchengänger. Von einem allgemeinen Kirchgange der Bürger, der Familien, der Schüler, der Handwerksgesellen und Lehrlinge, der Soldaten aber war längst nicht mehr die Rede: die Gruppen der Kirchlichen allein beteiligten sich lebhaft wie ehedem an allen Fragen des Gemeindelebens, und die Wahlen der Prediger, die Einführung neuer Gesangbücher oder neuer Liturgien fuhren fort, unter ihnen beträchtliche Erregungen zu schaffen, ohne daß diese Wellen den Hauptstrom des geistigen Lebens von Berlin berührten.

Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. In der Millionenstadt gibt es eine verschwindende Minderheit von solchen, die als unbeugsame Lutheraner oder Calvinisten für ein unterscheidendes Wort die Hand ins Feuer legen würden; es gibt vielleicht Hunderttausende von Uniierten, die von Herzen an Kirchenbesuch, Abendmahl, Tischgebet und Gemeindewesen hängen. Aber wie viele sind (nach unrevidierter Familien-

überlieferung) evangelische Christen und wissen doch kaum, was die Union, der sie angehören, bedeutet! Sie lassen ihre Kinder taufen und konfirmieren, bloß um ihnen spätere Umstände in Schule und Staatsdienst zu ersparen; sie betreten die Kirche vielleicht nur bei ihrer Hochzeit, um von der Straßengesellschaft angestaunt, unter Glockenklang und Orgelton durch das Mittelportal zu schreiten, oder sie tun es sonst einmal um einen berühmten Prediger, wie einen Orchesterdirigenten, zu hören; oder gar weil ihr Amt und der gerade von den Vorgesetzten herwehende Wind es ihnen empfehlen. Solche Scheinchristen, die sich ihrer Unchristlichkeit oft gar nicht bewußt sind, und mit ihnen die zahlreichen ohne innere Notwendigkeit getauften Juden und die Indifferenten vieler anderer Konfessionen, die sich in Berlin zusammenfanden, bilden unter den Bewohnern der Stadt vermutlich weitaus die Mehrzahl, denn ihrer Menge gegenüber ist die Gruppe der jeder Halbheit feindlichen, entschlossenen Freigeister ebenso unbedeutend wie die der Strenggläubigen. Wir treffen auf dieses Verhältnis in unserer glaubensarmen Zeit recht häufig, besonders charakteristisch aber ist es für jede Großstadt und mit am meisten für Berlin, dessen Übermaß an Arbeit, an Interessenkreisen und an Reizmitteln aller Art den Menschen so erfüllt und betäubt, daß er eher einen nervösen Hunger nach Zerstreuungen empfindet als zur Ruhe und Vertiefung in Andacht und Gottesdienst gelangt.

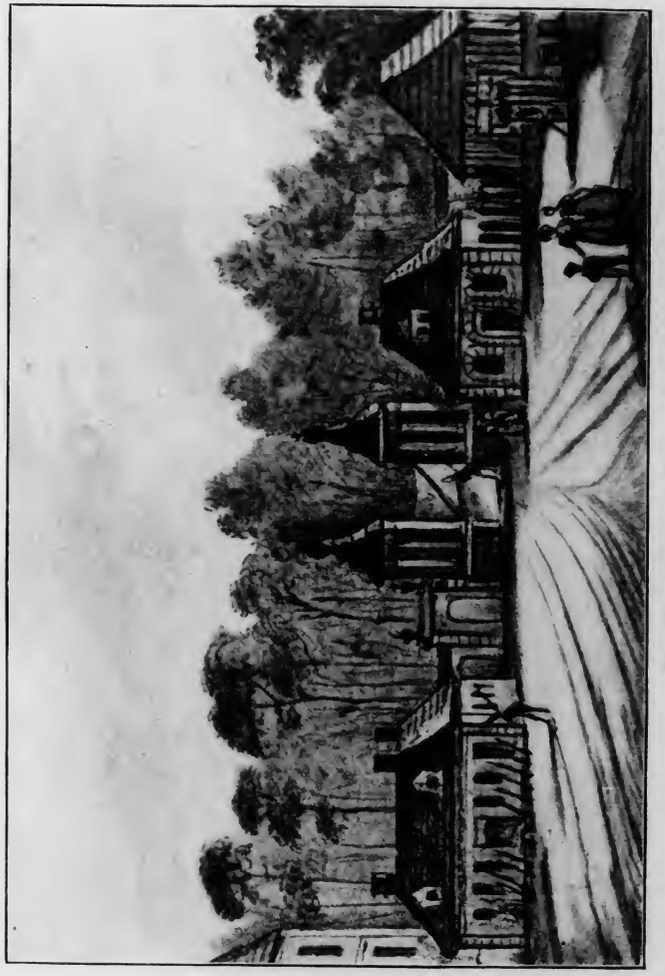
Unter solchen Umständen ist selbstverständlich, daß heute die von der neuern Gesetzgebung den Andersgläubigen gewährte vollkommene Duldung im allgemeinen ohne weiteres ausgeübt wird; nur einzelne agitatorische Gruppen, deren Motive nicht immer lauter und

noch seltener religiös sind, handeln ihr zuwider. Diese Toleranz konnte sich aber doch nur langsam vorbereiten, denn im Wesen jedes positiven Bekenntnisses liegt einige Intoleranz und noch mehr von ihr liegt in dem der Menschen, die von der Unfehlbarkeit des ihrigen überzeugt sind. Wir hörten ja schon, daß bei der Einführung des Protestantismus die zurückbleibende, immerhin starke Minorität von Katholiken alsbald ihrer Kirchen beraubt wurde. Mit einem Schlage hat man in Berlin alle Altäre umgewandelt und denen, die bis dahin gegen jede Ketzerei mit Machtvollkommenheit verfahren hatten, nun ihrerseits als Ketzern den öffentlichen Gottesdienst verboten, obgleich man sie bei ihrem Glaubensbekenntnisse ungestört ließ. Nur die Gesandten der katholischen Großmächte durften, wenn sie selbst katholisch waren, durch ihre Kapläne und in ihren exterritorialen Residenzen die Berliner Glaubensgenossen versorgen lassen, aber auch dies bloß auf Widerruf und nicht selten durch allerlei von dem protestantischen Übereifer veranlaßte Vexationen gestört. Noch unter König Friedrich I., der freilich der Kurie wegen ihrer Machinationen bei der Erwerbung der Krone besonders gram war, versammelte sich die etwa zweitausend Personen starke Gemeinde in einem vom österreichischen Gesandten gemieteten Saale, der an der Straßenseite keine Fenster haben durfte; und ihr Seelsorger, der Jesuit Borges, ein überaus pflichttreuer und opfermütiger Mann, mußte dauernd mit den ärgsten Widerwärtigkeiten, hauptsächlich gegen den Verdacht der Proselytenmacherei und anderer unerlaubter geistlicher Handlungen kämpfen. Erst die Rücksicht auf seine katholischen Soldaten ließ Friedrich Wilhelm I. auch auf die anderen katholischen Untertanen

Rücksicht nehmen und ihnen endlich eine Kapelle und einen eigenen Priester gewähren; Friedrich dem Großen aber, der über dem Streit der Konfessionen stand, war es vorbehalten, den Katholiken seiner Hauptstadt zu einer des Gottesdienstes würdigen Kirche zu verhelfen. Im Jahre 1773 wurde St. Hedwig, der ohne Ansehen der hohen Kosten entworfene und nach vielen Kümmernissen mit Hilfe von Kollekten in der ganzen katholischen Welt vollendete Prachtbau am Opernplatz, höchst feierlich eingeweiht, und unter dem lauten, aber vergeblichen Grollen ihrer Gegner errangen die Katholiken, denen öffentliche Taufen und Trauungen immer noch versagt geblieben waren und die alle Kirchensteuern gleich den Protestanten an die evangelischen Pfarreien zahlen mußten, Schritt für Schritt dieselbe Freiheit und dieselben Rechte, wie die Angehörigen der Landeskirche. Auch bei der Besetzung von Staats- und städtischen Ämtern herrscht vor dem Gesetz eine fast völlige Gleichheit, was keineswegs ausschließt, daß manche nicht einmal gläubige Protestanten die Anstellung von Katholiken in Berlin noch heute nur mit Mißtrauen und Mißbilligung betrachten, während andererseits ganz strenge Katholiken in der wenig katholischen Stadt sich nicht selten fanatisch isolieren, Mischehen womöglich vermeiden und über die katholische Erziehung der Kinder aus solchen Ehen wachen. Der Berliner Freisinn hat eben kein Verständnis für katholisches Wesen und sieht in ihm nur das anspruchsvolle ultramontane Reich des Papstes; die Katholiken aber sind wirklich Fremdlinge in einer Gesellschaft, deren Natur sich mit jeder Faser von der alten, auf die Vormundschaft der Kirche gegründeten Weltanschauung abgelöst hat.

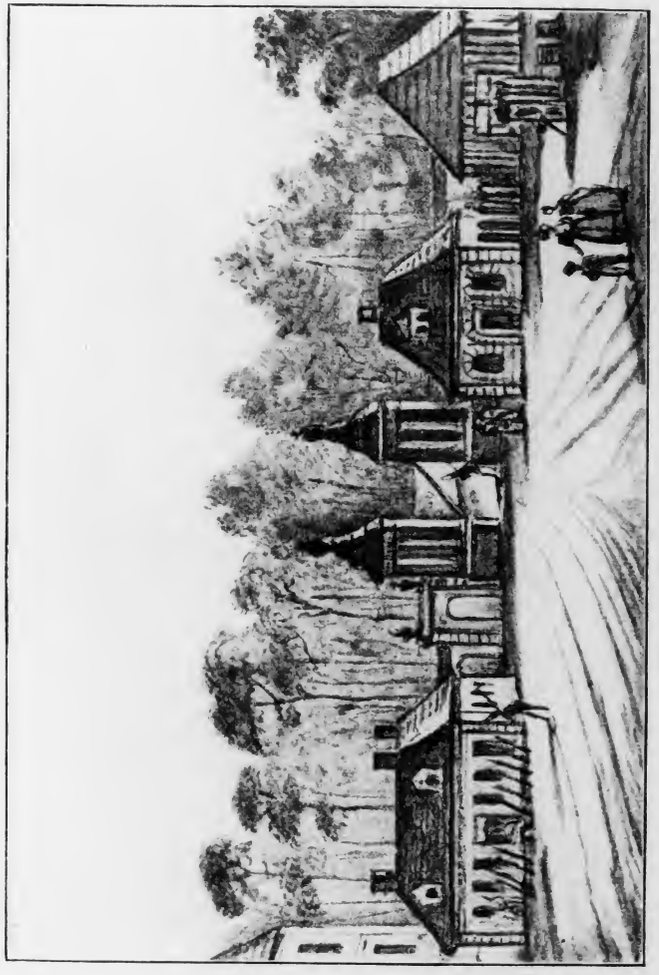
Nicht minder mißgünstig als gegen die Rehabilitierung der Katholiken haben sich seinerzeit die frisch zum Luthertum bekehrten Berliner, wie wir wissen, gegen die Duldung der Reformierten gewehrt; und besonders später, als diese das Herrscherhaus für sich gewonnen hatten und durch den recht starken Zuzug der unfreundlich begrüßten Refugiés, deren Zahl um das Jahr 1700 schon über 6000 und also mehr als ein Viertel der ganzen Einwohnerzahl betrug, eine ansehnliche, von den Hohenzollern immer geförderte Gemeinde geworden waren und mehrere Kirchen besaßen, da zeigten sich immer wieder Eifersucht und Abneigung. Aber schließlich waren Katholiken wie Reformierte doch wenigstens Christen und großenteils sogar Landsleute: die landfremden Juden, die Geldschneider und Verleugner Christi, mußten viel länger als sie auf ihre Anerkennung als gleichberechtigte Menschen und Bürger warten. Sie erfolgte, nachdem sie ihnen 1812 in wichtigen Punkten versprochen, aber nicht völlig gewährt worden war, ganz rückhaltlos erst durch ein Gesetz von 1869, und von vielen Ariern wird sie ihnen im Prinzip noch immer versagt. Eine tiefe Abneigung der Berliner gegen die Juden geht durch alle Jahrhunderte der Stadtgeschichte und vermindert sich erst im letzten. Von den Markgrafen und der Geistlichkeit geschützt, um ausgenutzt zu werden, von allen anderen Ständen aber bedrängt, mußte die jüdische Kolonie vom Mittelalter an um ihr Dasein ringen: sie machte keinen Fortschritt in ihrem Umfang und ihrer Befestigung, der nicht von Hindernissen vielfach gehemmt und von giftigen Verdächtigungen und Schmähschriften der wegen ihres Wuchers und ihres Unglaubens entrüsteten Christen begleitet gewesen wäre. Zu wieder-

holten Malen unter allgemeinem Jubel aus Berlin vertrieben — zuletzt noch unter Friedrich Wilhelm I. — und bei der Rückkehr mit neuem Hasse empfangen, mit harten und willkürlichen Spezialabgaben überlastet, von Ämtern und Zünften ausgeschlossen, unter strenger und kleinlicher Kontrolle lebend, vom Verkehr mit den Bürgern ganz abgetrennt, zu alledem auch noch untereinander nicht selten uneins und mit tatsächlich schlechten Elementen durchsetzt, hätten sie ohne die stets bewährte Zähigkeit ihrer Rasse wirklich verzagen müssen. Mit dieser Zähigkeit aber, die sie erhielt, war in bestimmten Beziehungen eine entschiedene Tüchtigkeit, eine besondere Begabung eng verbunden. Solche Tugenden, auf gemeinnützige Arbeit verwendet, blieben nicht unwirksam, sie erwarben den Juden allmählich doch ein gewisses Ansehen; und hatten diese als „liebe Kammerknechte" die Markgrafen früher in deren persönlichsten Verlegenheiten bedient, so nützten ihre Talente für Finanzoperationen, für das Münzgeschäft, für Armeelieferungen, Zoll und Handel zur Zeit der Könige öfters dem ganzen Staat. Zugleich erstarkte in manchen jüdischen Kreisen eine Bildung, die allmählich die Basis des Talmud verließ und sich mit der deutschen verband. So konnte in dem ehemals so elenden Volk im 18. Jahrhundert der (in Dessau geborene) edle Moses Mendelssohn, der Freund Lessings und Friedrich Nicolais, emporkommen, ein Mann, der nicht nur im Verein mit den Berlinern Markus Herz und David Friedländer den Gesichtskreis seiner Stammesgenossen, sofern diese nicht im orthodoxen Judentum verharren wollten, wesentlich erweiterte, sondern auch an der Aufklärung der Berliner Christen einen großen Anteil hatte. Seitdem gab es für die Berliner



Das Brandenburger Tor im Jahre 1789

holten Malen unter allgemeinem Jubel aus Berlin vertrieben — zuletzt noch unter Friedrich Wilhelm I. — und bei der Rückkehr mit neuem Hasse empfangen, mit harten und willkürlichen Spezialabgaben überlastet, von Ämtern und Zünften ausgeschlossen, unter strenger und kleinlicher Kontrolle lebend, vom Verkehr mit den Bürgern ganz abgetrennt, zu alledem auch noch untereinander nicht selten uneins und mit tatsächlich schlechten Elementen durchsetzt, hätten sie ohne die stets bewährte Zähigkeit ihrer Rasse wirklich verzagen müssen. Mit dieser Zähigkeit aber, die sie erhielt, war in bestimmten Beziehungen eine entschiedene Tüchtigkeit, eine besondere Begabung eng verbunden. Solche Tugenden, auf gemeinnützige Arbeit verwendet, blieben nicht unwirksam, sie erwarben den Juden allmählich doch ein gewisses Ansehen; und hatten diese als „liebe Kammerknechte" die Markgrafen früher in deren persönlichsten Verlegenheiten bedient, so nützten ihre Talente für Finanzoperationen, für das Münzgeschäft, für Armeelieferungen, Zoll und Handel zur Zeit der Könige öfters dem ganzen Staat. Zugleich erstarkte in manchen jüdischen Kreisen eine Bildung, die allmählich die Basis des Talmud verließ und sich mit der deutschen verband. So konnte in dem ehemals so elenden Volk im 18. Jahrhundert der (in Dessau geborene) edle Moses Mendelssohn, der Freund Lessings und Friedrich Nicolais, emporkommen, ein Mann, der nicht nur im Verein mit den Berlinern Markus Herz und David Friedländer den Gesichtskreis seiner Stammesgenossen, sofern diese nicht im orthodoxen Judentum verharren wollten, wesentlich erweiterte, sondern auch an der Aufklärung der Berliner Christen einen großen Anteil hatte. Seitdem gab es für die Berliner



Das Brandenburger Tor im Jahre 1789

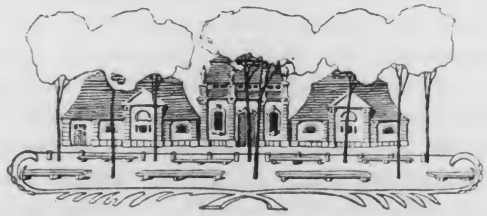
Juden kein Zurück mehr, sondern nur ein Vorwärts, gegen das die immer wieder auftretenden und nachgerade anachronistischen Bestrebungen ihrer Gegner, sie von neuem in der Zahl ihrer Familien zu beschränken, sie zwangsweise zu bekehren und durchaus zu isolieren, schlechterdings nicht mehr aufkommen konnten. Das früher so starke Motiv des gewissenhaften Religionshasses war, außer bei einigen Erzeiferern und bei den Konvertiten, erkaltet und daher im allgemeinen unwirksam geworden; und die Abneigung gegen die Rasse und die Furcht vor ihrer überlegenen Konkurrenz genügten nicht, um die beginnende Verschmelzung von Juden und Christen zu verhindern. Die Zahl der Glaubensgenossen jener wenigen Kölln-Berliner Schutzjuden im 13. Jahrhundert wird jetzt bald auf 100 000 gestiegen sein und beträgt mit denen, die als getaufte Christen sich nicht mehr Juden nennen, ohne dadurch ihre Rasse verloren zu haben, ohne Zweifel ein Vielfaches davon; die großen jüdischen Vermögen, die sich unangefochten im 18. Jahrhundert bildeten, haben sich stark ausgebreitet und in einzelnen Familien geradezu ins Ungeheure vermehrt; im Geldhandel, in der großen und kleinen Industrie, in Unternehmungen aller Art, im Zeitungswesen, in der Literatur, in den Künsten, im wissenschaftlichen Leben, in der Rechtspflege, in vielen Ämtern, in der Gesellschaft, überall sind die Juden von Berlin mit Glück geschäftig; und die Mischehen, der immer zunehmende Übertritt zum konventionellen Christentum, der Besuch der öffentlichen christlichen Schulen, die Interessen- und Arbeitsgemeinschaft mit Christen haben nunmehr den vollkommenen Anschluß an das Berliner Bürgertum, und vielleicht sogar schon einen gewissen Einfluß auf den Charakter desselben, zustande gebracht.

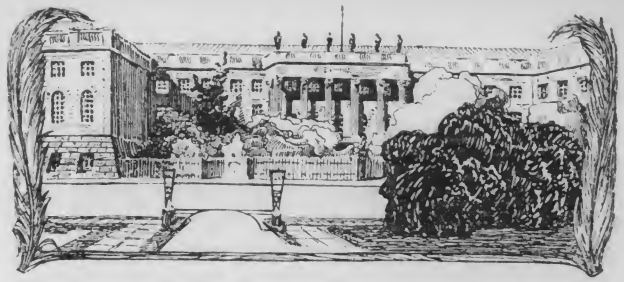
Haben sich nun die protestantischen Berliner mit Katholiken, Freidenkern und Juden abgefunden, so ist selbstverständlich, daß sie auch an Baptisten, Mennoniten, Irvingianern, Methodisten, Hochkirchlern, Griechisch-Orthodoxen, Muselmännern und selbst an Heiden, die sich in ihrer Stadt zusammenfinden, keinen Anstoß mehr nehmen. Vielleicht ebenso selbstverständlich ist aber, daß dieser Indifferentismus einer gleichzeitigen Blüte des Aberglaubens und mancherlei schwärmerischen Schwindels niemals geschadet hat. Das tiefe Grauen vor dem nie zu Erkennenden, das selbst den „aufgeklärten" Freidenker nicht ganz verläßt, bringt heute wie im Mittelalter und bei den sehr hellen, scharfsinnigen und vorlauten Berlinern so gut wie bei irgendwelchen rückständigen Hinterwäldlern eine manchmal sogar epidemische Verleugnung der Vernunft hervor. Aus Steinregen, rotem Schnee und Mißgeburten deutet man allerdings nicht mehr auf Krieg und Unheil, obgleich ein Komet wohl noch diesem oder jenem die unheimliche Himmelsrute vorstellt; man sieht nicht mehr in den Wolken kämpfende Heerscharen, leuchtende Namen, Sprüche und Kreuze, und glaubt auch gewöhnlich nicht fest an wandelnde, prophezeihende Leichname und dergleichen, was selbst zu Anfang des 18. Jahrhunderts, in dem ja auch noch Hexen verbrannt und Zauberer verfolgt wurden, in den Chroniken und Kalendern oder gar in theologischen Flugblättern ganz ernsthaft mitgeteilt und mit moralisierender Tendenz den Leuten ausgelegt wurde: aber gerade während der Periode der Aufklärung begannen die Berliner massenhaft den sonderbarsten Heiligen, den absurdesten Wunderdoktoren, dem Planetenleser und dem Ziegenpropheten zuzulaufen; man ließ

Verrückte über Lotterieloose einen Segen sprechen oder tauchte das Loos, um es glückhaft zu machen, in das Blut von Hingerichteten; man glaubte jahrzehntelang fest an einen Betrüger wie Rosenfeld, der sich für den eigentlichen Messias ausgab und öffentlich ein skandalöses Haremsleben führte, da er „zur Entsiegelung des Buches des Lebens" sieben Jungfrauen brauchte. Die Weiße Frau, die den Tod eines Mitgliedes des Hohenzollernhauses anzuzeigen hat, erschien noch 1799 und wurde sorgenvoll besprochen; ein Klopfgeisterspuk in Tegel verwirrte selbst den so scharfen Beobachter Nicolai, und in demselben Schlosse, seiner eigenen Wohnung, sah der gelehrte Wilhelm von Humboldt im Jahre 1830 Gespenster. Alle diese Äußerungen konfusen Denkens oder falschen Registrierens von Eindrücken haben sich bis auf unsere Tage völlig unverändert erhalten und treten bei den Gebildeten nicht weniger lebhaft auf wie bei den Ungebildeten. Spiritistische Phänomene werden zu Geistererscheinungen mißbraucht; das Gesundbeten und die sympathetischen Kuren werden schwungvoll betrieben; das Wahrsagen aus Karten und anderen Gegenständen ist sehr beliebt; man meidet bei Tisch die Zahl dreizehn, man meidet den Namen eines Kindes, ehe es getauft ist; und wenn Steinkohlen, Kartoffeln oder Schinkenknochen irgendwo geheimnisvoll herumfliegen, so findet sich dafür immer ein aufgeregtes und in der Vorstellung von Gräßlichem schwelgendes Publikum, bis die Polizei erfolgreich Kritik übt.

Wenn sich aber manche Menschen, denen das Leben in reinem Verstande nicht genügt, den Ausfall des positiven konfessionellen Glaubens durch solchen mystischen Unfug ersetzen können, so bleibt doch anderen, und wahr-

scheinlich den meisten, nach dem Schwinden der Konfession als Trost und Ersatz die Religion, also eben der fromme Sinn, der einem Schiller den Anschluß an eine der Konfessionen überhaupt als überflüssig erscheinen ließ. Auch in dem unkirchlichen und weltlichen Berlin ist viel Religion, Religion in mancherlei Gestalt und von segensreicher Wirkung. Sie zeigt sich zum Teil wie im Mittelalter und zur Zeit des Pietismus in manchen wesentlich ethischen Vereinigungen, deren Zweck vor allem Werke der Nächstenliebe sind; wie denn zum Beispiel die in ihren Formen so wunderliche Heilsarmee gerade in Berlin einen überraschend guten Nährboden gefunden hat. Sie zeigt sich ferner in zahlreichen milden Stiftungen aller Art, aus denen Kranke und Krüppel, Waisen und Bedürftige, Verkommene und Gefährdete versorgt und geschützt werden; am unfaßlichsten zwar, doch zugleich am wirksamsten zeigt sie sich aber darin, daß Berlin trotz seiner vielen sündhaften Stellen im Grunde doch gewiß eine sittlich gesunde Stadt ist, nämlich eine Stadt mit vorwiegend strengem, geordnetem Familienleben und mit dem lebendigen Begriff und der geradezu aprioristischen Forderung von Pflichtgefühl, von Arbeit und von Zuverlässigkeit in allen Dingen.





Die Wissenschaft in Berlin.

Einem mächtigen Strome gleich, der in zahlreiche Arme geteilt sich durch sein Delta voll Lagunen und Kanäle in den Ozean ergießt, so vereinigt sich, unermeßlich und unaufhaltsam, die wissenschaftliche Leistung Berlins mit der geistigen Forscher- und Schöpferarbeit der ganzen Erde, mit der Universalwissenschaft, die wie das schiffbare Weltmeer ein gemeinsames Besitztum aller Kulturvölker ist. Aber an seinem Ursprunge betrachtet, zeigt selbst der gewaltigste Fluß ein schmales Rinnsal und ein verhältnismäßig bescheidenes Quellchen: ganz ebenso ist der Anfang der heute so imposanten Berliner Geistesmacht nichts mehr als armselig.

Denn an der Blüte der Schulen in dem längst entwickelten Westen und Süden von Deutschland hatte das bäurische, in wendisch-grenzländischer Unkultur entstehende Kölln-Berlin lange Zeit hindurch nicht den geringsten Anteil; und seine Geistlichkeit behielt ja bis zur Reformation die Roheit mangelhafter Bildung. Gerade ihr aber war ausschließlich die Schule überantwortet. Das entsprach dem allgemeinen Gebrauche, der aus dem frühen Mittelalter stammte, da niemand außer den Priestern des Lesens und Schreibens, des

Singens und des Lateins bedurfte und die Kirche für eben diese Bedürfnisse des Gottesdienstes sich ihren Nachwuchs erziehen mußte. Allmählich verlangten aber auch Laien nach den im weltlichen Leben ebenfalls sehr nützlichen Kenntnissen, wenigstens nach dem Schreiben und Lesen und nach dem Latein, das eine Art von offizieller Umgangs- und Urkundensprache geworden war; und als die Klöster der neu entstandenen Predigerorden und die Stifter sich nicht mehr an entlegenen Stätten, sondern inmitten der Stadt selbst ansiedelten, da konnten sie solchen Forderungen nicht lange ausweichen und eröffneten ihre Schulen den Bürgersöhnen, die als Extraneer neben den internen künftigen Geistlichen zugelassen wurden und dafür wie diese bei den Gottesdiensten singend und ministrierend mitzuwirken hatten. Genügten diese Schulen dem Andrange nicht, so gründete man an den Pfarrkirchen der Städte rein bürgerliche Anstalten, die zwar mit Geistlichen als Lehrern besetzt, sonst aber dem Stadtregiment unterstellt waren und von diesem mit beaufsichtigt und wohl auch unterhalten wurden. Oft beschränkten sich solche Stadt- oder Ratsschulen auf den Elementarunterricht, während die Stifts- und Klosterschulen, wiederum mit Rücksicht auf die Bildung der Geistlichen, auch die höheren Fächer der damals in die „sieben freien Künste“ geteilten Wissenschaft lehrten; nämlich zur gewandteren Ausübung der Seelsorge Dialektik, Rhetorik und Grammatik (als die Künste des Triviums) und dazu als Rüstzeug für anspruchsvollere Disputationen zur Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens die vier sachlichen „Künste“ des Quadriviums: Geometrie, Arithmetik, Astronomie und endlich die Musik, die, wie man richtig erkannt

hatte, auf physikalischen Gesetzen beruht und daher in diese Abteilung paßte. Die Belehrung in allen solchen Wissenschaften gewährte nun aber nicht etwa einen Einblick in deren lebendigen Organismus, in ihre Gesetze, Zusammenhänge und Entwickelung, sondern sie beschränkte sich auf die Lektüre der mitteralterlichen Schriftsteller und auf das Aneignen einiger Ergebnisse der altgriechischen Forschung, die man besonders aus den ins Lateinische übersetzten Schriften des Aristoteles und des Euklides und aus deren späteren Erklärern zu kennen glaubte; eigenes Denken und Weiterarbeiten war höchstens bei den häufig angestellten Disputationen möglich, wobei doch wieder die Unanfechtbarkeit der zugrunde gelegten angeblichen Wahrheiten eine sehr hemmende Schranke bildete.

Es ist aber recht fraglich, ob auch nur diese Art von Gelehrsamkeit, die die kirchlichen Leuchten des Mittelalters virtuos zu handhaben wußten, in Kölln-Berlin mit Sorgfalt gepflegt wurde. Die Schulen, von deren Vorhandensein wir wissen, nämlich die drei Ratsschulen von St. Peter in Kölln und von St. Nicolai und St. Marien in Berlin, sowie die Klosterschulen der Franziskaner im Grauen Kloster zu Berlin und die der Dominikaner in Kölln, haben sich selbst im 15. Jahrhundert keinen irgendwie berühmten Namen gemacht; dagegen charakterisiert der bekannte humanistische Abt von Sponheim, Johann Trithemius, noch 1505 die Berliner als zwar gutmütig, aber roh und unlustig zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Die sehr wenigen Gelehrten, die damals, nicht in Berlin, sondern verstreut in den Stiftern der Mark sich aufhielten, haben ihr Wissen außerhalb des Landes gefunden, hauptsächlich

wohl auf den Universitäten, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in allen Teilen von Deutschland entstanden waren und, zunächst wiederum im Interesse der Geistlichkeit, hauptsächlich Theologie und Philosophie, in zweiter Linie Jurisprudenz und Medizin in ähnlicher Weise behandelten wie die Schulen ihre darauf vorbereitenden Fächer.

Schon hatten, dem Bildungshunger der sich ändernden Zeit entsprechend, selbst Rostock und Greifswald, Erfurt und Wittenberg ihre Hochschulen: da sollte die Mark auch endlich die ihrige bekommen und erhielt sie bekanntlich durch Kurfürst Joachim Nestor (1506) in der Universität Frankfurt, einer schwächlichen Gründung, deren Bestehen jahrzehntelang recht fraglich blieb. Warum nicht Berlin zum Sitze der märkischen Musen bestimmt wurde, wissen wir nicht; doch läßt die Tatsache, daß es nicht geschah, vielleicht wenigstens den Schluß zu, es habe dort vorläufig kein besonderes Bedürfnis nach einer solchen Anstalt bestanden. Wir hören auch nicht, daß humanistisch gebildete Wanderlehrer, die als Vorboten der Universitätsgründungen von anderen Städten eingeladen wurden, ihre Wissenschaft in Vorlesungszyklen mitzuteilen, schon damals in Berlin aufgetreten wären.

So reichte ein mittelalterlich genügsames Schulwesen den Berlinern einstweilen hin, und erst die große Kirchen- und Schulvisitation, die nach der Einführung der Reformation durchgreifende Änderungen brachte (1540), schuf alten und jungen Geistern neue Ziele und Wege der Erkenntnis. Dabei fand man, was ebenfalls für den Stand der Berliner Gelehrsamkeit charakteristisch ist, die Zahl der vorhandenen Schulen mehr als aus-

Der ehemalige Neumarkt und die Marienkirche um 1785
(Nach J. Rosenberg)

wohl auf den Universitäten, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in allen Teilen von Deutschland entstanden waren und, zunächst wiederum im Interesse der Geistlichkeit, hauptsächlich Theologie und Philosophie, in zweiter Linie Jurisprudenz und Medizin in ähnlicher Weise behandelten wie die Schulen ihre darauf vorbereitenden Fächer.

Schon hatten, dem Bildungshunger der sich ändernden Zeit entsprechend, selbst Rostock und Greifswald, Erfurt und Wittenberg ihre Hochschulen: da sollte die Mark auch endlich die ihrige bekommen und erhielt sie bekanntlich durch Kurfürst Joachim Nestor (1506) in der Universität Frankfurt, einer schwächlichen Gründung, deren Bestehen jahrzehntelang recht fraglich blieb. Warum nicht Berlin zum Sitze der märkischen Musen bestimmt wurde, wissen wir nicht; doch läßt die Tatsache, daß es nicht geschah, vielleicht wenigstens den Schluß zu, es habe dort vorläufig kein besonderes Bedürfnis nach einer solchen Anstalt bestanden. Wir hören auch nicht, daß humanistisch gebildete Wanderlehrer, die als Vorboten der Universitätsgründungen von anderen Städten eingeladen wurden, ihre Wissenschaft in Vorlesungszyklen mitzuteilen, schon damals in Berlin aufgetreten wären.

So reichte ein mittelalterlich genügsames Schulwesen den Berlinern einstweilen hin, und erst die große Kirchen- und Schulvisitation, die nach der Einführung der Reformation durchgreifende Änderungen brachte (1540), schuf alten und jungen Geistern neue Ziele und Wege der Erkenntnis. Dabei fand man, was ebenfalls für den Stand der Berliner Gelehrsamkeit charakteristisch ist, die Zahl der vorhandenen Schulen mehr als aus-

Der ehemalige Neumarkt und die Marienkirche um 1785
(Nach J. Rosenberg)

reichend: die Nicolai- und die Marienschule wurden deshalb zu einer einzigen verbunden und der Ausfall der Dominikanerschule, die mit dem Abzug des Ordens von Kölln sich auflöste, blieb vorderhand ungedeckt. Im Grauen Kloster der Franziskaner wurden die endlich freigewordenen Räume (1574) zur Errichtung eines humanistischen Gymnasiums, des ersten in Berlin, benutzt: es erhielt ein Internat und erwarb sich durch tüchtige Leiter bald einiges Ansehen, obgleich es lange mit der schwersten Geldnot zu kämpfen hatte.

Die protestantischen Schulen, deren Grundzüge besonders von Luther und Melanchthon festgestellt wurden, unterschieden sich von den katholischen schon durch ihren neu formulierten Zweck: sie sollten nicht eine wesentlich geistliche, sondern eine mehr weltliche und den Schüler besonders in das klassische Altertum einführende, also humanistische Bildung verbreiten, und nicht nur künftige Pfarrer, sondern auch tüchtige Zivilbeamte ins Leben entlassen. Die Ratsschulen verloren jetzt ihren früher ganz elementaren Charakter, nahmen neben dem Latein oft auch die Anfangsgründe des Griechischen unter ihre Lehrgegenstände auf und hießen nun Latein- oder Trivialschulen; die Gymnasien begannen mit Elementarklassen, führten jedoch in fünf Abteilungen vom Lesen, Schreiben und Vokabellernen der „Elementarier“ und von der lateinischen Formenlehre, Syntax und Schriftstellerlektüre der „Donatisten und Grammatiker“ zu den rhetorischen Übungen und schwereren Interpretationen der „Metriker und Poetaster“, bis die „Historiker oder Dialektiker“ zu dem Griechischen und der Philosophie gelangten, auch mit dem Hebräischen sich beschäftigen konnten. Man hielt

jetzt auf klassisches Latein, das den früher als heidnisch verachteten Dichtern, Rednern und Historikern abgelernt wurde; man las mit begeisterter Andacht griechische Originalschriften und verhalf sich mit neuen, sachlichen Erklärungen, vorzüglich mit denen von Melanchthon, zu eindringenderem Verständnis. Auch wurde in Form von theologischen Kursen ein vertiefter Religionsunterricht eingeführt, während die Schüler im Mittelalter wohl täglich mehr als einmal zur Kirche geschickt worden waren, sonst aber nur Gebete, Gesänge und die Glaubensartikel auswendig gelernt hatten. So diente das Gymnasium als die richtige Vorbereitung für die protestantische Universität, deren von selbständigem Forschergeist erfüllte Kurse es vielleicht auch teilweise vorwegnahm, da die Grenzen nicht streng gezogen waren. Die Schüler rechneten übrigens nicht alle auf eine solche Fortsetzung der Studien: sie saßen in den unteren Klassen so zahlreich, daß Parallelcöten eingerichtet werden mußten, und in den oberen meist so spärlich, daß man diese kombinieren konnte; Schlußexamina aber, von denen etwa spätere Anstellungen in Ämtern abgehangen hätten, gab es noch nicht, obgleich die Gelehrtenschulen sonst unter recht genauer Kontrolle standen.

Zu dem Berliner Gymnasium im Grauen Kloster und zu dem Köllnischen, das sich vermutlich aus der Petri-Schule entwickelte, trat 1650, zunächst im kurfürstlichen Schlosse untergebracht, das Joachimsthalsche Gymnasium. Es war 1607 als Fürsten- oder Landesschule in der Priegnitz gegründet worden und besaß 120 Freistellen für unbemittelte Alumnen, darunter 10 eigens für Adlige, 10 für Söhne von Hofbeamten und 20 für

Pfarrerssöhne; die Schüler, die sich in dem vier- bis fünfjährigen Unterricht, in den sie mit etwa 12 Jahren eingetreten waren, als tüchtig erwiesen, wurden dann auch auf der Universität vom Staate erhalten, wofür sie ihm später in ihren Berufen dienen konnten. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Anstalt, die wie die meisten protestantischen Schulen der Reformationszeit ihre Einkünfte aus früheren Kirchengütern bezog, sich nicht mehr zu halten vermocht: jetzt erblühte sie in der Stadt allmählich zu großem Ruhme, obgleich sie aus den Bedrängnissen noch lange nicht heraus war.

Neben diesen drei Gymnasien bestanden die Lateinschulen und entstanden, in jedenfalls rasch wachsender Anzahl, für die allerersten Anfänge des Wissens private Elementar- und später auch Armenschulen, die von mehr oder weniger dazu berufenen Personen gehalten wurden. Der Unterricht der Mädchen, den früher die Nonnenklöster erteilt hatten, blieb mit deren Aufhebung der Unternehmungslust Einzelner überlassen und wird nicht mehr als die elementarsten Forderungen befriedigt haben. Erst im Jahre 1670 wird eine Art von höherer Töchterschule erwähnt, das Institut der Frau Christine Schmol, der Gattin eines kurfürstlichen Kammerlakaien.

Aber die humanistisch-philologische Weltanschauung, die nach der Loslösung vom mittelalterlichen Katholizismus die klassische Antike mit Leidenschaft als Urquell neuer Offenbarungen verehrte und, neben der protestantischen Kirche, sich im großen Geisterkampfe der reformatorischen Revolutionen durchgesetzt hatte, blieb nicht lange unangefochten im Besitze ihrer Macht. Das Luthertum wurde, je mehr es erstarkte, desto unduld-

samer und herrschsüchtiger: es konnte die allerdings vorhandenen Auswüchse der weltlichen Gelehrsamkeit nicht ohne Widerspruch ansehen. Und ebensowenig billigte der allmählich aufkommende Feind dieses orthodoxen Luthertums, der Pietismus, die heidnische Schwärmerei: so gab es von seiten der Frommen doppelte Angriffe auf die klassischen Gymnasien, und sachte wurde das Griechische wieder zurückgedrängt, um philosophischen und theologischen Fächern den Platz freizugeben. Andrerseits war durch die Kulturblüte unter Ludwig XIV. die Neigung für französisches Wesen, die besonders an reformierten Höfen schon lange bestand, noch sehr gesteigert worden, und so bedrängte die französische Bildung, natürlich auch in dem an Franzosen nicht armen Berlin, als gefährliche Nebenbuhlerin recht merklich die klassische. Aber noch mehr! In den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges, der Deutschland schmählich zum Tummelplatze so vieler fremder Völker machte, befestigte sich das deutsche Nationalgefühl von neuem: Martin Opitz und seine Genossen traten begeistert für deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft ein und bekämpften neben der französischen A-la-Mode-Bildung wenigstens indirekt auch die klassische. Und endlich: durch die soziale Umwälzung, die der Krieg verursachte, wurde der Adel der herrschende Stand in Deutschland und das Bürgertum mußte ihm die Führerschaft abtreten. Daher machte sich nun das adlige Bildungsideal geltend, und zwar war es natürlich nicht mehr das robuste mittelalterliche der Krautjunker, sondern ein höfisches, das allerdings auch wieder an eine mittelalterliche Erscheinung, nämlich an die raffinierten Minnesänger und die Ritter der südfranzösischen Epen, wenig-

stens in einzelnen Beziehungen, erinnert. Was sollte der Adlige, der jetzt in die ständig beratende Umgebung des Fürsten gezogen wurde und als Beamter in der Verwaltung sich an der stark zentralisierten Staatsgewalt zu beteiligen hatte, noch mit klassischen, immerhin abstrakten Kenntnissen? Die überließ er allenfalls den Hofpredigern und Konsistorien, die bis dahin den Fürsten beraten und das Land regiert hatten und jetzt noch Schule und Kirche beherrschten; er verlangte eine mehr praktische Erziehung zu hofmäßiger Vollkommenheit. Diese bestand nicht nur im fertigen Gebrauch der modernen Weltsprachen, des Französischen, Italienischen und Spanischen, sowie in der Beherrschung der ritterlichen Künste des Fechtens, Tanzens und Reitens und der Konduite, sondern auch in der Aneignung neuer Wissenschaften: neben Mathematik und Physik, die das klassische Gymnasium sehr vernachlässigte, vor allem der Staatswissenschaften, der Genealogie, Heraldik, Statistik, Geographie und Geschichte. Das konnte die humanistische Schule unmöglich leisten; aber obgleich deshalb für die Adligen allmählich besondere Ritterakademien gegründet wurden — darunter eine in Berlin im Jahre 1705, die Friedrich Wilhelm I. wieder aufhob — so blieb doch auch das Gymnasium von den neuen Idealen, die in das Bürgertum eindrangen, nicht unberührt. Als 1681 das Friedrich Werdersche Gymnasium und 1689 das der französischen Kolonie (mit französischer Unterrichtssprache, sonst aber mit dem Lehrplan der anderen Anstalten) gegründet wurden, da waren in den älteren Schulen schon einige Neuerungen eingeführt und andere folgten bald nach: so wurde am Grauen Kloster mathematischer und physika-

lischer Unterricht zuerst fakultativ, dann allgemein erteilt; infolge eines Schulskandals wurde die Lektüre des Terenz abgeschafft; statt lateinischer Deklamationen wurden deutsche und französische Reden gehalten; auch Geschichte wurde jetzt, nach Tabellen wenigstens, gelernt.

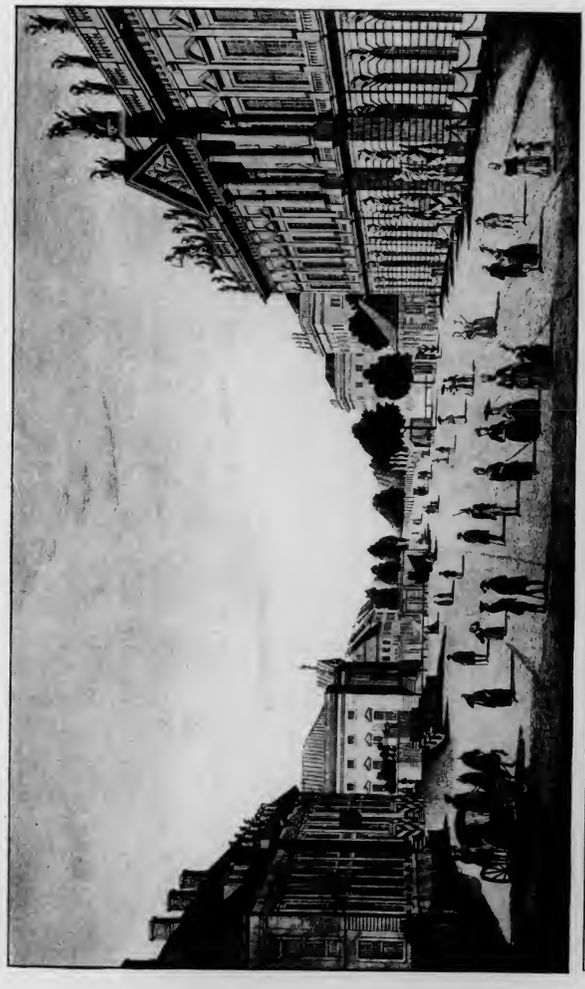
Nachdem nun Friedrich Wilhelm I. auch endlich die preußische Volksschule (durch den Hallenser August Hermann Francke, den er sehr schätzte) hatte begründen lassen, war also für jeden Stand gesorgt, aber das ganze Schulwesen litt immer noch unter schweren inneren Widersprüchen. Als gutes Recht konnte es längst eine allgemeine Achtung für sich verlangen: dennoch waren die Lehrer aufs kärglichste besoldet — es gab für sie selbst in Berlin einzelne Jahresgehälter von nur 20, 30 Talern — und rangierten in der Gesellschaft etwa mit dem höheren Hausgesinde; man erwartete von den Schülern, die den ungefügen Lehrstoff nur mühsam bewältigen konnten, bedeutende Leistungen: dennoch ließ man sie mit Kurrende- und Festtagsingen, mit Leichen- und Hochzeitsmusik und unter Friedrich II. sogar mit der Ausführung der Chorpartien in der Königlichen Oper noch lange schwer belastet und sorgte außerdem nur wenig für ihr Wohlbefinden in der Schule; so kam es zum Beispiel vor, daß sie (im Grauen Kloster) in Ermangelung von Tischen beim Schreiben vor ihren Sitzen knieen und in Ermangelung von Lampen während des Lesens ein Talglicht in der Hand halten mußten. Das Bedenklichste aber war, daß die Schule trotz ihrer längst veränderten Bestimmung und trotz der entschiedenen Verweltlichung ihres Charakters prinzipiell eine kirchliche Anstalt blieb. Außer den

Sprach-, Tanz- und Fechtmeistern waren alle Lehrer, von denen übrigens mancher den gesamten Unterricht einer Klasse zu erteilen hatte, studierte Theologen und, sofern sie nicht an der Schule bleiben wollten, zugleich Pfarramtskandidaten; das sehr scharfe theologische Examen, das jetzt eingeführt war, diente zugleich als Lehramtsprüfung und wurde bei Bewerbung um eine Lehrerstelle nur noch durch die Nachprüfung „pro loco“ ergänzt. Wie sollte nun ein Theologe, der überdies von den kirchlichen Vorgesetzten in bezug auf die jeweilig gültige Orthodoxie ungemein streng beaufsichtigt wurde, mit Unbefangenheit den keineswegs orthodoxen Geist der Zeit behandeln und die Jugend lehren, ohne sie zu verwirren und den herrschenden, tatsächlichen Verhältnissen zu entfremden? Die Wissenschaften schritten auf anderen Bahnen vorwärts, als die Prediger sie ihnen vorschreiben wollten, und da konnte denn nicht fehlen, daß viele Lehrer in schweren Zwiespalt und in Gewissensnot gerieten und in ihrem Berufe erlahmten.

Und diese Not wurde desto größer, je charakteristischer trotz allem die höhere Schule sich entwickelte: sie ging unter mancherlei Widerspruch immer entschiedener darauf aus, den Knaben, den Jüngling gleichsam organisch zu entfalten, ihn zum klaren, selbständigen Denken, zur eigenen geistigen Arbeit, zu gewandter, treffender Ausdrucksweise zu bringen. Alle seine Eigenschaften sollten harmonisch ausgebildet, sein Verstand bereichert, das Herz, die Phantasie veredelt werden; Welt- und Menschenkenntnis wollte man früh in ihm erwecken, seinen Geschmack verbessern. Dazu nahm man hauptsächlich die antike Wissenschaft zu Hilfe: man trieb, schon zur Gymnastik des Geistes, besonders eifrig das

Griechische und ließ die Schriften, die bis dahin der Lehrer in der Klasse vorübersetzt hatte, in häuslicher Präparation selbständig durcharbeiten; man benutzte die Lektüre der Klassiker zur Einführung in Sachkenntnisse aller Art, und durch Anregung von Privatarbeiten, durch Veranstaltung gegenseitiger Rezensionen der Schüler suchte man einen schönen Wetteifer zu erhalten. Alle diese gesunden pädagogischen Bestrebungen wurden unter Friedrich dem Großen von dessen Staatsminister von Zedlitz in Gang gebracht; und unter den hervorragenden Berliner Schulmännern der glücklich bewegten Zeit waren besonders Friedrich Gedike, der 1779 Direktor des Friedrich Werderschen Gymnasiums, 1795 Direktor des Grauen Klosters wurde, sowie der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums Meierotto seine einsichtigen Helfer. Die Parochialschulen allerdings blieben noch lange in pedantischem Unfuge stecken; die Elementarschulen, besonders die privaten, die oft von Invaliden, manchmal auch von Handwerkern, Küstern oder gar von abenteuernden Frauenzimmern gehalten wurden, standen nach wie vor auf niedrigem Niveau, und einen sehr schlechten Ruf hatten die zahlreichen französischen Mädchen- und Knabenpensionate, in denen, unter Gefährdung der guten Sitten, kaum mehr gelehrt wurde als einige Fertigkeit im Französischsprechen, im Tanz und in Komplimenten.

Da fanden nun aber die jungen Leute, die nicht die Absicht hatten zu studieren, sondern Kaufmänner, Landwirte, Künstler, Mechaniker werden wollten, keine Schule, die ihren künftigen Verhältnissen entsprach: Das Gymnasium gab ihnen zuviel klassische Bildung, selbst die Lateinschule verschonte sie nicht mit dem Grie-



Prospekt nach der Neustadt mit der alten Opernhausbrücke und Artillerie-Wache um 1780
(Nach J. Rosenberg)

Griechische und ließ die Schriften, die bis dahin der Lehrer in der Klasse vorübersetzt hatte, in häuslicher Präparation selbständig durcharbeiten; man benutzte die Lektüre der Klassiker zur Einführung in Sachkenntnisse aller Art, und durch Anregung von Privatarbeiten, durch Veranstaltung gegenseitiger Rezensionen der Schüler suchte man einen schönen Wetteifer zu erhalten. Alle diese gesunden pädagogischen Bestrebungen wurden unter Friedrich dem Großen von dessen Staatsminister von Zedlitz in Gang gebracht; und unter den hervorragenden Berliner Schulmännern der glücklich bewegten Zeit waren besonders Friedrich Gedike, der 1779 Direktor des Friedrich Werderschen Gymnasiums, 1795 Direktor des Grauen Klosters wurde, sowie der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums Meierotto seine einsichtigen Helfer. Die Parochialschulen allerdings blieben noch lange in pedantischem Unfuge stecken; die Elementarschulen, besonders die privaten, die oft von Invaliden, manchmal auch von Handwerkern, Küstern oder gar von abenteuernden Frauenzimmern gehalten wurden, standen nach wie vor auf niedrigem Niveau, und einen sehr schlechten Ruf hatten die zahlreichen französischen Mädchen- und Knabenpensionate, in denen, unter Gefährdung der guten Sitten, kaum mehr gelehrt wurde als einige Fertigkeit im Französischsprechen, im Tanz und in Komplimenten.

Da fanden nun aber die jungen Leute, die nicht die Absicht hatten zu studieren, sondern Kaufmänner, Landwirte, Künstler, Mechaniker werden wollten, keine Schule, die ihren künftigen Verhältnissen entsprach: Das Gymnasium gab ihnen zuviel klassische Bildung, selbst die Lateinschule verschonte sie nicht mit dem Grie-

Prospekt nach der Neustadt mit der alten Opernhausbrücke und Artillerie-Wache um 1780
(Nach J. Rosenberg)

chischen, nach dem sie kein Bedürfnis verspürten, und die Volksschule vermittelte nicht genügende Vorkenntnisse. Was ihnen fehlte, war die Realschule, und der ihnen endlich diese schuf, war der Pastor an der Dreifaltigkeitskirche Johann Julius Hecker. Er gründete sie, in enger Verbindung mit der Armen- und der Lateinschule seiner Gemeinde, unter dem Namen einer „ökonomisch-mathematischen Realschule" (1747) und ließ in ihr Schreiben, Rechnen, Deutsch, Französisch, Latein, Geometrie, Zeichnen, Mechanik, Geographie, Geschichte, Religion und Naturwissenschaften, und außerdem noch besondere Berufsfächer wie Ökonomie, Architektur, Handel, Astronomie und Archäologie lehren; eine Anweisung zu guten Sitten fehlte natürlich nicht. Mit Befremden sahen manche das merkwürdige Unternehmen des auf die Lebenspraxis entschlossen lossteuernden Pastors an; man fürchtete, die Knaben „möchten zu klug werden". Aber der Zulauf war ungeheuer, die Schülerzahl betrug bald über tausend; wohlhabende Gönner unterstützten die Anstalt, und so entwickelte sie sich prächtig. Ein botanischer Garten vor dem Potsdamer Tor wurde angelegt, ein Modell- und Maschinensaal, naturwissenschaftliche Sammlungen und Werkstätten verschiedener Art entstanden; als neue Lehrfächer wurden Englisch und Italienisch, Hydrostatik, Hydraulik, Fortifikation und viele andere hinzugefügt. Eine eigene Buchhandlung, ein Schullehrerseminar und ein Pädagogium für solche Pensionäre, die trotz der Realschulbildung zur Universität übergehen wollten, schlossen sich auch noch an; aus diesem Pädagogium ist das Friedrich Wilhelms-Gymnasium entstanden.

Den glücklichen Gedanken der Realschule konnten

selbst die Philanthropen, die ihn agitatorisch behandelten, mit ihren meist ideologischen Vorschlägen nicht diskreditieren: das 19. Jahrhundert griff ihn also auf und bildete ihn allmählich den modernen Bedürfnissen entsprechend aus, so daß wir jetzt neben der Unter- und der Oberrealschule die mit dem Gymnasium verbundene Reformschule haben; es nahm sich auch des Gymnasiums energisch an und bereitete diesem eine neue Reihe von wechselnden Schicksalen. Nachdem nämlich zuerst einzelne Gymnasien aus der kirchlichen Verwaltung herausgelöst worden waren, wurde das ganze preußische Schulwesen 1817 dem neu errichteten Kultusministerium unterstellt und seit 1825 von Provinzial-Schulkollegien statt von den Konsistorien geleitet. Diese Wandlung hatte natürlich eine gründliche Reorganisation zur Folge, aus der schließlich, nach mehreren Wandlungen, das Gymnasium von heute mit seinen Neben- und Vorschulen hervorging. Es hattte unter dem ersten Kultusminister, von Altenstein, und dessen Ministerialrat Johannes Schulze eine zwar sehr idealistische, aber zugleich bureaukratisch regulierte, auf das Egalisieren der Geister und der Leistungen berechnete Richtung einzuschlagen: vollendet gute Christen, korrekte Beamte und gesinnungstüchtige Patrioten sollte es erziehen, und zwar mit Hilfe der schweren Hegelschen Philosophie und der Antike. Die philologisch-griechische Bildung drang also wieder vor und die französisch-praktische trat zurück. Aber so human und tüchtig die berühmten Berliner Direktoren, Bernhardi am Friedrich Werderschen, Spilleke am Friedrich Wilhelms-, Meinecke am Joachimsthalschen Gymnasium und Köpke am Grauen Kloster, auf solche Tendenzen eingingen, so erwiesen diese sich

doch als zu hoch und zugleich zu eng gespannt; von allen Seiten wurden die Überbürdung und die Verkümmerung der Individualitäten beklagt. Nicht besser, sondern noch schlimmer verfuhren später das Ministerium Eichhorn, daß den „verderbten" Zeitgeist von 1848 mit geistlichen Mitteln bekämpfen, und das Ministerium Raumer, das die Reaktion durch politische Maßregeln fördern wollte. Sie reizten Lehrer, Schüler und alle gebildeten Stände gegen die Schule und die Regierung auf. Erst der Ministerialrat Ludwig Wiese, der unter mehreren Kultusministern und zuletzt unter Falk (bis 1875) das Schulwesen vorsichtig umbildete, fand eine erlösende Formel für das Gymnasium. Die Antike, sagt er, ist eine Vorstufe zum Christentum; so kann und soll in den gelehrten Schulen das Christentum die Seele des ganzen Unterrichts sein, und zwar ohne die übrigen Lehrgegenstände ihrer Eigentümlichkeit zu berauben. Die alten Sprachen also bleiben Hauptfächer, aber Zweck ihres Studiums ist nur Kenntnis ihres Inhaltes und ihrer Literaturen, nicht die Fertigkeit, sie zu sprechen und zu schreiben; und neben ihnen müssen, dem erweiterten Interessenkreise entsprechend und um ganze Menschen zu erziehen, Deutsch, Französisch, Mathematik und Naturwissenschaften mehr betont werden, als die philologische Einseitigkeit von Johannes Schulze zugelassen hatte.

In demselben liberalen Sinne wurde dann auch die Volksschule reformiert und damit vollends die Versöhnung der neuen Zeit mit dem Schulwesen angebahnt. Wie alles Lebende steht es noch fortwährend in Kämpfen und Krisen, aber der Platz, den es sich aus eigener Kraft in der Gesellschaft errungen hat, gibt ihm die

Gewähr einer immer wachsenden selbständigen Bedeutung: hat es doch die Kirche in der Ausbreitung einer allgemeinen Bildung, in der Erziehung zur Arbeit und sogar im Einfluß auf die Entwickelung der sittlichen Persönlichkeit tatsächlich abgelöst und sich dadurch zum schlechthin unentbehrlichen Vermittler der Grundlagen jeder Kultur gemacht.

Bei dem Ausbau dieses grandiosen Organismus war Preußen als protestantische Vormacht seit dem 17. Jahrhundert in führender Stellung tätig, und Berlin sah alle beschriebenen Umformungen der Schule zunächst an seinen eigenen Söhnen erproben. Wie weit diese Umformungen, die ja alle von Berliner Zentralstellen ausgingen, nun auch von spezifisch Berlinerischem Geist erfüllt waren, läßt sich kaum ermessen: sichtlich ist nur, daß das heutige Berlin den Charakter seiner Schulen entschieden beeinflußt. Das unendlich komplizierte Bildungsbedürfnis der Millionenstadt hat sich unzählige Bildungsstätten aller Grade für Knaben sowohl wie für Mädchen geschaffen, an denen Hunderttausende von Schulpflichtigen und anderen ihrer elementarwissenschaftlichen und weiteren Fortbildung Obliegenden jahrelang lernen: alle diese Lernenden und ihre Lehrer sind aber gleichsam durchtränkt mit Berliner Luft und angeweht vom Berliner Staube. Unzweifelhaft machen sich die behende Auffassung, die leichte Orientierung, der weit über das Kindliche hinaus erhobene Gesichtskreis und die schlagfertige Frühreife der im intensiven Stadtleben aufwachsenden Jugend in hohem Grade geltend, nicht minder aber auch die Nervosität, die Zerstreutheit, die Abspannung und die Freudlosigkeit des Betriebes in überfüllten Klassen. Und wie alles in Berlin sich stei-

gert und das anderswo Gebräuchliche und Mögliche übertrifft, so sind auch die Anforderungen der Schule dort ungewöhnlich hoch; ja man darf sagen, daß sie an einzelnen Anstalten, infolge des rücksichtslosen Wetteifers ehrgeiziger Direktoren und aufstrebender Lehrer, übertrieben werden und sich nur durch ungesunde Nachhilfe außerhalb der Schule und durch das vollends verderbliche Paradelernen wenigstens zum Schein erfüllen lassen. Unter der Zeitkrankheit solcher Treibhauskultur hat die Volksschule am wenigsten zu leiden; sie gibt sich ihrer schweren und großen Aufgabe, der Erziehung des besonders stark gefährdeten proletarischen Nachwuchses, mit wahrhaft humanem Pflichtbewußtsein hin. Sie bewirkt, woran in den Anfängen Berlins doch niemand dachte und was bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht zu erreichen war, nämlich daß ohne Ausnahme jedes, auch das verwahrloste und ärmste Kind seinen Anteil an elementarer Bildung und Gesittung und damit die Möglichkeit erhält, dem dumpfen Druck eines rein mechanischen Lebens zu entgehen. Selbst für die Unglücklichen, die blind, taubstumm, verkrüppelt oder geistesschwach sind, wird längst in entsprechenden Schulen gesorgt, so daß sie, die früher oft wie Ausgestoßene vegetierten, eine gewisse Geltung und Selbständigkeit erhalten können.

Aus der Zahl derer, die die Schule entläßt, sondern sich solche ab, deren erwählter Beruf den Besuch noch anderer, höherer Bildungsanstalten erfordert. Für sie war in Berlin bis ins 18. Jahrhundert so gut wie gar nichts vorgesehen. Dann förderte Friedrich Wilhelm I., der Gelehrte nur gelten ließ, wenn sie praktische Tätigkeiten ausübten, wenigstens die Theologen durch die

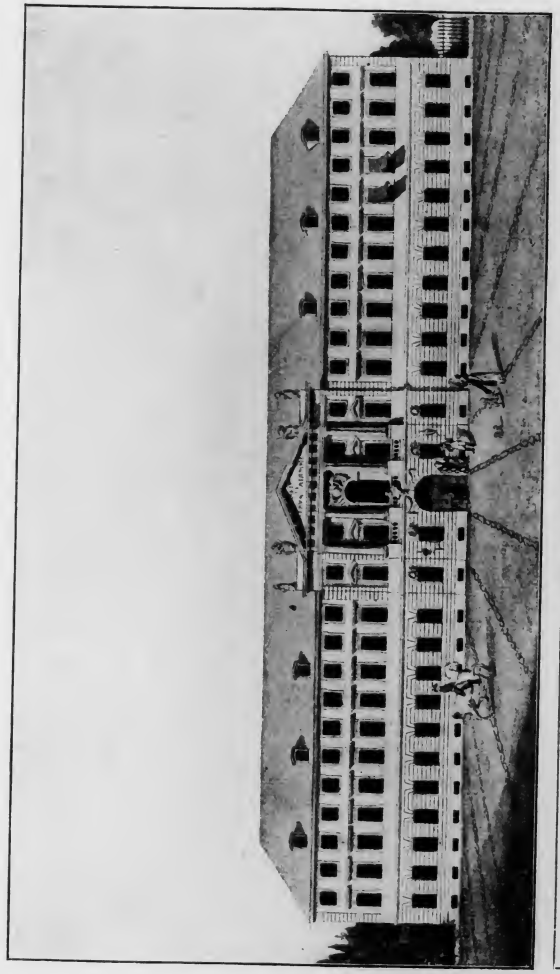
Seminare und die Mediziner (1723) durch eine Art von Akademie, das Kollegium Medico-Chirurgicum, an dem in deutscher Sprache Vorlesungen gehalten, in einem anatomischen Theater die Leichen von Hingerichteten und von Soldaten zergliedert und die Heilkräuter aus einem botanischen Garten vorgezeigt wurden. Erst unter Friedrich dem Großen, der selbst an seiner Bildung in allen Richtungen weiterarbeitete und begriff, daß in Berlin allmählich bedeutende und gemeinnützige Gelehrsamkeit erwacht war, begann das allgemeinere einheimische Studium auf den verschiedensten Gebieten. Da ließ das Justiz-Departement Vorlesungen über Gerichtsverfassung und Prozeßwesen, das General-Direktorium solche über Forst- und Bergwissenschaft halten; einzelne Gelehrte veranstalteten Kurse über Philosophie, Literatur und die Fächer der Naturwissenschaften. Die Teilnahme an diesen Darbietungen war groß: jetzt war Berlin für eine Universität doch offenbar reif geworden.

Wie allmählich es zu dieser Reife gelangte, ist an einzelnen Anzeichen merkwürdig genug zu beobachten. In der Zeit, da Gutenbergs Erfindung in Deutschland schon allgemein ausgenutzt wurde und in Venedig Aldus Manutius die herrlichsten Drucke lieferte, war in Berlin überhaupt noch nichts gedruckt worden, bis mit der Reformation die schwarze Kunst auch dort einzog und Johann Weis die protestantische Kirchenordnung aus seiner schlichten Offizin, der ersten in Berlin, hervorgehen ließ. Und während in den Niederlanden die Elzevire die Perlen der Literatur vervielfältigten, diente bis über den Anfang des 17. Jahrhunderts hinaus die Berliner Druckerpresse hauptsächlich theologischen

Schmähschriften, Kalendern und rohen Flugblättern aller Art. Bibliotheken waren in den Klöstern gebildeter Orden, an den Höfen geschmackvoller und feinsinniger Fürsten, in den Behausungen der gelehrten Humanisten seit Jahrhunderten angelegt und gepflegt worden: in Berlin gab es zur Zeit des Großen Kurfürsten nur einige kleine private Büchersammlungen, und er selbst war der erste Hohenzollernfürst, der ebenfalls gute Werke planmäßig sammelte und in der Absicht, eine öffentliche Bibliothek zu gründen, immer größere Ankäufe aus den Gebieten aller Wissenschaften veranlaßte. Diese Bibliothek wurde im Laufe des Jahrhunderts das Beispiel für manche Fachbibliotheken, auch die Privatsammlungen vermehrten sich rasch: so gab es zur Zeit Friedrichs des Großen schon gegen siebzig namhafte Bibliotheken in Berlin, und dazu war die königliche so angewachsen, daß das sehr ansehnliche Gebäude am Opernplatz für sie errichtet werden mußte (1780). Wenn nach wenigen Jahren die neue königliche Bibliothek Unter den Linden, die fünf Millionen Bände fassen kann, die Bücherei aufnimmt, deren erste Anfänge der Große Kurfürst in einer einzigen Kammer des Schlosses unterbrachte, so wird sich der gesamte Buchbesitz von Berlin gegenüber seinem Umfang im 17. Jahrhundert in einem noch viel größeren Verhältnisse vervielfältigt haben.

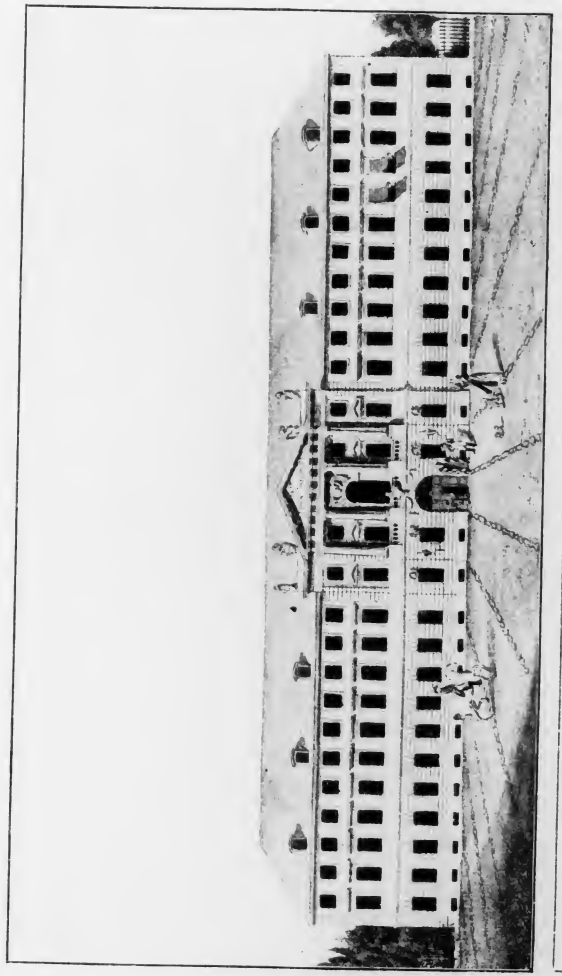
Und vermehrten sich so die Leser von allgemeiner Bildung, so wuchs auch die Zahl der Gelehrten in Berlin überraschend geschwind. Die ersten, deren Wert die Leistungen der schreibenden Pastoren und Literaten vom Durchschnitt bedeutend überragte, waren Männer der französischen Kolonie, die Theologen und Historiker

Abbadie, Lenfant und Beausobre; neben ihnen der deutsche Probst Spener. Im Jahre 1688 wurde Samuel von Pufendorf als Hofhistoriograph nach Berlin berufen und rechtfertigte seinen Weltruhm nicht nur durch die Geschichte des Großen Kurfürsten, die er dort verfaßte, sondern auch durch die vollkommene Autorität, mit der er besonders in Fragen des Rechtes und der Reichsverfassung dem Kurfürsten Friedrich III. seinen Rat erteilte. Und als er 1694 in Berlin starb, begann dort der universale Geist Leibniz' zu wirken. Dieser in allen Wissenschaften wundersam schöpferische Mann wurde von der Kurfürstin Sophie Charlotte aus Hannover häufig nach Berlin geladen, förderte die mannigfaltigen, meist philosophischen und naturwissenschaftlichen Interessen der geistreichen Frau, der er seine eigenen Ideen glücklich suggerierte, veranlaßte die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften (1700) und fuhr auch nach dem Tode der Königin (1705) in der Pflege dieses Institutes fort, bis es ihm allmählich entfremdet wurde und er nach 1710 nicht mehr nach Berlin kam. Schien dann auch die Ideensaat, die er teils auf die Gefilde abstrakter Wissenschaften, teils mitten in das praktische Leben warf, während der Regierung Friedrich Wilhelms I. zu ruhen, so keimte sie später doch auf und hat reichlich Frucht getragen: seine Anregungen lockten Arbeit hervor, seine Methode bildete Mitforscher, sein Gedankenflug eröffnete neue Ausblicke. Die Aufgaben, die er der Akademie zudachte und die sie weit entfernt war zu lösen, zeigen, in welchen Richtungen er die Einwirkung der Gelehrten auf ihre Zeitgenossen für nötig und für möglich hielt; und wenn er auch von den Akademikern bald enttäuscht wurde, so



Das Cadetten-Haus

Abbadie, Lenfant und Beauſobre; neben ihnen der deutſche Probſt Spener. Im Jahre 1688 wurde Samuel von Pufendorf als Hofhiſtoriograph nach Berlin berufen und rechtfertigte ſeinen Weltruhm nicht nur durch die Geſchichte des Großen Kurfürſten, die er dort verfaßte, ſondern auch durch die vollkommene Autorität, mit der er beſonders in Fragen des Rechtes und der Reichsverfaſſung dem Kurfürſten Friedrich III. ſeinen Rat erteilte. Und als er 1694 in Berlin ſtarb, begann dort der univerſale Geiſt Leibniz' zu wirken. Dieſer in allen Wiſſenſchaften wunderſam ſchöpferiſche Mann wurde von der Kurfürſtin Sophie Charlotte aus Hannover häufig nach Berlin geladen, förderte die mannigfaltigen, meiſt philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Intereſſen der geiſtreichen Frau, der er ſeine eigenen Ideen glücklich ſuggerierte, veranlaßte die Gründung der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften (1700) und fuhr auch nach dem Tode der Königin (1705) in der Pflege dieſes Inſtitutes fort, bis es ihm allmählich entfremdet wurde und er nach 1710 nicht mehr nach Berlin kam. Schien dann auch die Ideenſaat, die er teils auf die Gefilde abſtrakter Wiſſenſchaften, teils mitten in das praktiſche Leben warf, während der Regierung Friedrich Wilhelms I. zu ruhen, ſo keimte ſie ſpäter doch auf und hat reichlich Frucht getragen: ſeine Anregungen lockten Arbeit hervor, ſeine Methode bildete Mitforſcher, ſein Gedankenflug eröffnete neue Ausblicke. Die Aufgaben, die er der Akademie zudachte und die ſie weit entfernt war zu löſen, zeigen, in welchen Richtungen er die Einwirkung der Gelehrten auf ihre Zeitgenoſſen für nötig und für möglich hielt; und wenn er auch von den Akademikern bald enttäuſcht wurde, ſo



Das Cadetten-Haus

entstand doch wenige Jahrzehnte später in Berlin ein mannigfaltiges literarisches Leben, das kräftig aus dem gebildeten Bürgertum hervorging, fast alle Pläne, die er gemacht hatte, in Angriff nahm, vom Staate genutzt und unterstützt wurde und durch viele von auswärts einwandernde Gelehrte, die der Ruhm der friederizianischen Epoche heranzog, glückliche Ergänzungen fand.

Daß die Akademie dabei nicht die Hauptrolle spielte, lag zunächst daran, daß ihr am Anfange Mittel und Männer fehlten, um gleichsam aus dem Nichts heraus eine Normalanstalt zur Hervorbringung und zum Vertriebe aller Schulbücher in Preußen, eine Aufsichtsbehörde für Maß, Gewicht und Kalender, eine Beobachterin von Wetter, Fruchtbarkeit, Menschen- und Tierkrankheiten zu sein, um protestantische Mission in Asien und zugleich in Rußland magnetische Beobachtungen zu treiben, geschichtliche Forschungen und Feststellung der Zeitgeschichte anzustellen, die Astronomie zu pflegen, in Brandenburg die Seidenkultur einzuführen und, vor allem, ein deutsches Idealwörterbuch nebst Grammatik zu verfassen, wie denn Hebung des deutsch-nationalen Wesens ihr besonders angelegen sein sollte. Als aber Friedrich der Große sie unter seinem eigenen Protektorate reorganisierte, verlor sie durch die Anstellung der vielen mehr geistreichen als solid wissenschaftlichen Fremdlinge, die zu Brandenburg und Berlin nicht das mindeste Verhältnis fanden, durch ihre Benutzung der französischen Sprache und durch die immerhin vorhandene Abhängigkeit vom Hofe, noch vollends die Anwartschaft auf eine eindringende Geltung. Die gründliche Umformung im Jahre 1812, die dem Institut die deutsche

Sprache wiedergab, es in eine physikalische, mathematische, philosophische und historische Klasse teilte und ihm als Aufgabe ganz allgemein die Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete des Wissens zuwies, machte die Akademie, die nun auch über wahrhaft fruchtbare Mitglieder sowie über Mittel für Publikationen und Stipendien verfügte, zwar durchaus lebensfähig: aber in den Mittelpunkt der gelehrten Welt konnte sie nicht mehr treten, da die Wissenschaften sich inzwischen viel zu energisch spezialisiert hatten, um von den Arbeiten einer noch so bedeutenden Gesellschaft abzuhängen.

Damit ist nicht gesagt, daß Gesellschaften nicht geeignet seien, das Verständnis für eine Wissenschaft zu verbreiten und die Kenntnis derselben durch Einzelforschungen zu mehren; und am Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte unter den zahlreichen Gelehrten Berlins auch entschieden das Bedürfnis, sich zu Vereinen zusammenzuschließen, um Gelegenheiten der Mitteilung und der Anregung zu schaffen. So entstanden die naturforschende, die pharmazeutische, die philomatische Gesellschaft, die Gesellschaften für Natur- und Heilkunde und die der Freunde der Humanität; sie hatten Fühlung mit den Instituten, die der Staat immer bereitwilliger gründete, wie denn zu der Veterinärschule, der Charité, der Pepinière und anderen älteren Anstalten das landwirtschaftliche Lehramt, das statistische Bureau und die Bauakademie hinzugekommeu waren; auch boten sie der studierenden Jugend manche weitere wertvolle Anhaltepunkte und Hilfen. Dieses wissenschaftliche Leben beruhte auf einer so breiten Basis und hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß seine Einord-

nung in die Formen einer Universität in der Tat nur eine Frage der Zeit sein konnte.

Es fehlte denn auch nicht an Agitationen zur Erreichung dieses Zieles; besonders die Aufklärer hofften auf die Möglichkeit, hier eine emanzipierte Bildungsanstalt ohne die alte Einteilung in vier Fakultäten und ohne das aus dem Mittelalter stammende und noch sehr exklusive Studententum entstehen zu lassen: aber erst der Verlust von Halle (nach dem unglücklichen Kriege von 1806) und der Entschluß Friedrich Wilhelms III., dem Staate „durch geistige Kräfte zu ersetzen, was er an physischen verloren hatte“, brachten die Erfüllung des weitverbreiteten Wunsches, jedoch in der für eine Universität ganz herkömmlichen Gestalt. Nur das war neu, daß den Professoren und Studenten ein eigener Bezirk, der im wesentlichen aus dem Friedrichswerder, der Dorotheen- und der Friedrichstadt bestand, zum Bewohnen empfohlen wurde, und daß die Facherzeugnisse der Professoren ohne Zensur erscheinen durften.

Die Vorbereitungen zur Gründung dieser Hochschule hatte Wilhelm von Humboldt in den Jahren 1809 und 1810 getroffen, wobei er sich vor allem angelegen sein ließ, Fichte, den Philosophen, Friedrich August Wolf, den Philologen, und den Theologen Schleiermacher zu gewinnen. Bald kamen der Jurist Savigny, der Chemiker Klaproth, der Historiker Niebuhr dazu, und im Oktober 1810 konnte die Hochschule mit 58 Dozenten und anfänglich 6 Studenten, die sich rasch auf mehrere Hunderte vermehrten, eröffnet werden; ihre Behausung war wie noch heute das Palais des Prinzen Heinrich; ihr erster Rektor Johann Gottlieb Fichte, der

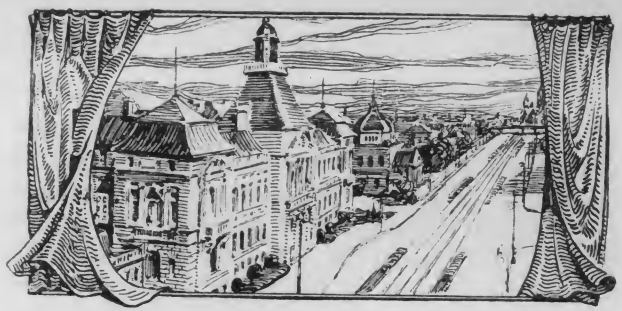
patriotische Verfasser der „Reden an die deutsche Nation".

Eine patriotische Tat war allerdings das Unternehmen, im Augenblick der tiefsten politischen Erniedrigung und Schwächung des Staates eine solche Anstalt zu gründen: aber ein deutsch-nationaler Zug trat dabei nicht hervor. Als Professor der Germanistik wurde von der Hagen berufen, jedoch ohne Gehalt, weil man von der Notwendigkeit dieses Faches sich nicht überzeugen konnte. Die Studenten, in denen der deutsche Geist der Freiheitskriege schon erwachte, bekundeten unzweideutig ihre Interesse für die vaterländischen Altertümer, indem sie scharenweise sogar in das an sich unbedeutende Nibelungenkolleg von Zeune strömten: das Ministerium aber ermüdete nicht, selbst die der Medizin und die der Jurisprudenz Beflissenen immer wieder ermahnen zu lassen, sie möchten nicht versäumen, untereinander fleißig lateinisch zu sprechen. Und 1818 entwarfen Rektor und Senat eine Studienanweisung, die jeder Student bei seiner Immatrikulation erhielt: darin wurde gesagt, alles Studium sei auf das Altertum zu gründen, das Griechische sei jedem unentbehrlich, Latein müsse jeder schreiben, und mit Abscheu müsse man den Gedanken abweisen, daß die Wissenschaft als ein Mittel zur Erwerbung des Lebensunterhaltes betrieben werden dürfe; sie solle nur den Menschen ausbilden, meinte man, und dem also Gebildeten werde das Nötige dann schon zufallen.

Es war der stark idealistische Geist des Ministeriums Altenstein, der sich so äußerte; er setzte sich in Widerspruch gegen das mächtig anschwellende Urdeutschtum der romantischen Periode und konnte an der Universität so wenig als in der Schule sich unvermindert behaupten. Doch war er der Entwickelung der Berliner Hochschule eben nicht förderlich: trotz der berühmten Professoren, die in den nächsten Jahrzehnten an ihr wirkten — es sei nur an Hegel, an Raumer, Leopold von Ranke, Boeckh, Lachmann, Ritter erinnert — erblühte sie nicht so rasch, als man gehofft hatte. Ihren großartigen Aufschwung zu einer Anstalt mit freigebig ausgestatteten Filialinstituten und Seminaren für alle Wissenszweige, mit gegen 500 Dozenten und gegen 10 000 Studenten und Hörern verdankte sie nicht sowohl den Direktiven des Ministeriums als vielmehr dem Wachstum von Berlin und vor allem der organischen Triebkraft der Wissenschaften selbst, die erstarken, sich ausbreiten und Licht und Luft sich verschaffen, wie tüchtige Bäume, sobald sie in nahrhaften Boden gepflanzt sind.

Berlin aber ist für sie nahrhaft nicht nur durch seine volkreiche Größe, sondern auch durch den wissenschaftlichen Sinn, der in weiten Kreisen einmal entwickelt, nicht aufgehört hat, auch außerhalb aller Lehranstalten zu forschen und zu schaffen. Was sie auf der Universität, dem Polytechnikum, den Fachakademien gelernt oder von woher sonst heimgetragen haben, das bauen Tausende von Berliner Wissenden und Könnenden weiter aus und mehren dadurch den allgemeinen Wissensschatz; andere bereichern durch Erfindungen das praktische Leben, noch andere schmücken die vielleicht banausischen Ämter, die sie bekleiden, mit ihrer durchgebildeten Persönlichkeit. Welche Errungenschaften die wissenschaftliche Arbeit von Berlin der Weltkultur zugeführt hat, mag in großen und schönen Büchern ein

Universalhistoriker darstellen: wir haben nur die Entwickelung und die Zustände von Berlin selbst im Auge und begnügen uns mit der Gewißheit, daß Schulbildung und höhere Wissenschaft nie ablassen werden, das dem Irdischen zugewandte Treiben des arbeitenden Berlin zu veredeln.



Die Berliner und die Künste.

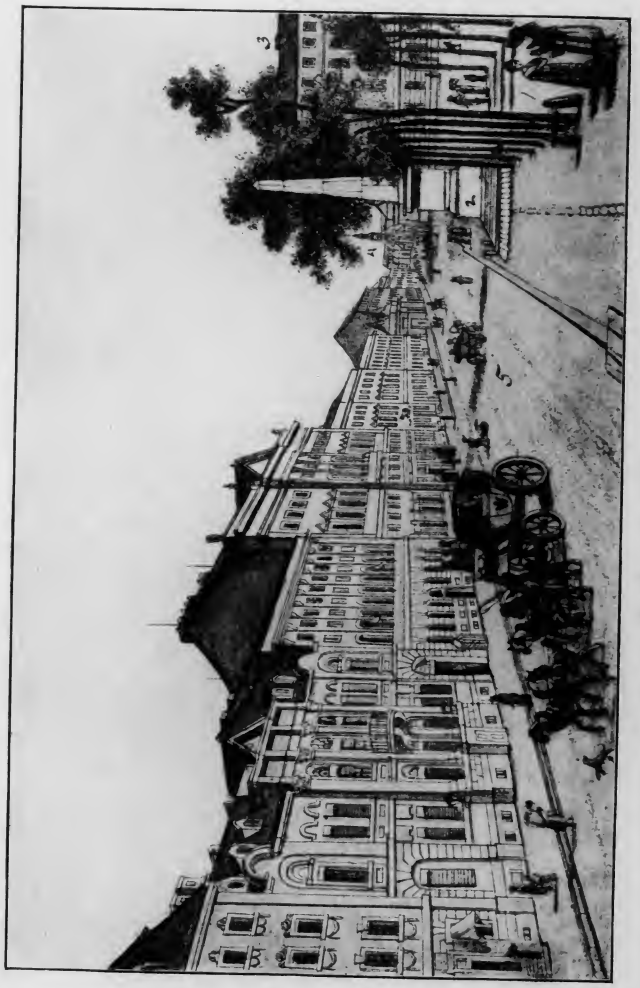
Wie hat es ein Volk und schwerlich je einen gesunden Menschen gegeben, dem empfangender und schöpferischer Kunstgenuß nicht mehr oder weniger ein Naturbedürfnis gewesen wäre: schon die Höhlenbewohner, die das Mammut jagten und den Riesenhirsch aßen, vergnügten sich, die charakteristischen Umrisse der ihnen bekannten Tiere in die Wände ihrer Behausungen, auf die Griffe ihrer Gerätschaften zu ritzen; sie erfanden allerlei zierende Muster für Schnitzwerk, Töpfe und Gewebe; sie musizierten auf Knochenpfeifen und werden wohl auch, zu wüsten Tänzen, ihre Freuden- und Trauergesänge geheult haben. In solchen zwar primitiven, aber immerhin idealistischen Äußerungen lagen die Keime der höheren und höchsten Kunstleistungen; diese jedoch entwickelten sich nicht stetig, sondern, wie am Obstbaum das schlafende Auge seine Zeit erwartet, oft erst spät unter den endlich fördernden Umständen und dann sprungweise nach Gunst oder Ungunst der Zeiten.

So werden die köllnischen Wenden mit ihrer Musik und kindlichen Ornamentenfreude die Berufskünstler und Dilettanten der um vier Jahrtausende älteren

Steinzeit vielleicht nicht sehr weit übertroffen haben; und was im christlich-deutschen Kölln-Berlin des 13. Jahrhunderts an Hauskunst vorhanden war, mag ebenfalls von nicht viel anderer Art gewesen sein. Feineres Kunstgewerbe und auf gebildeter Empfindung, auf Wissen und gesteigertem Können beruhende Kunst gehörte dort fast ausschließlich der Kirche, so arm sie auch sonst war, und den wenigen aus zivilisierteren Ländern stammenden vornehmen Leuten: dieser an sich noch bescheidene Besitz sollte den Anstoß zu einer fortan doch etwas rascheren Entwickelung des Kunstsinnes geben.

Die Geistlichkeit, von der ja auch alle Wissenschaft ausging, sorgte nämlich dafür, daß ihre Künste das Volk durch tief eindringende Wirkungen anzogen und fesselten. Zwischen den bescheidenen Häusern und Hütten der Bürger mußten selbst die schwerfälligen, düsteren und recht einfachen Kirchen von Berlin und Kölln durchaus imponieren; ihre großen, unheimlichen Kruzifixe und schmerzhaften Stationsbilder, die goldgründigen, von anderswo eingeführten Altargemälde, die Gesänge und Instrumentalmusiken der feierlichen Messen boten jahraus, jahrein etwas Sinnlich-Übersinnliches von geheimnisvollem Reize; und endlich die Mysterien, die geistlichen Schauspiele, die besonders zur Weihnachtszeit, in den Fasten und zu Ostern in den Kirchen und auf den Kirchhöfen stattfanden und Himmel und Hölle, Engel, Teufel und arme Seelen in Bewegung setzten, erschütterten als Tragödien die Herzen und hoben allmählich das Kunstverständnis auf eine etwas höhere Stufe.

Auch an weltlichen Anregungen zu allerlei Kunstwesen und Kunstgenuß mangelte es nicht ganz. Jene Myste-



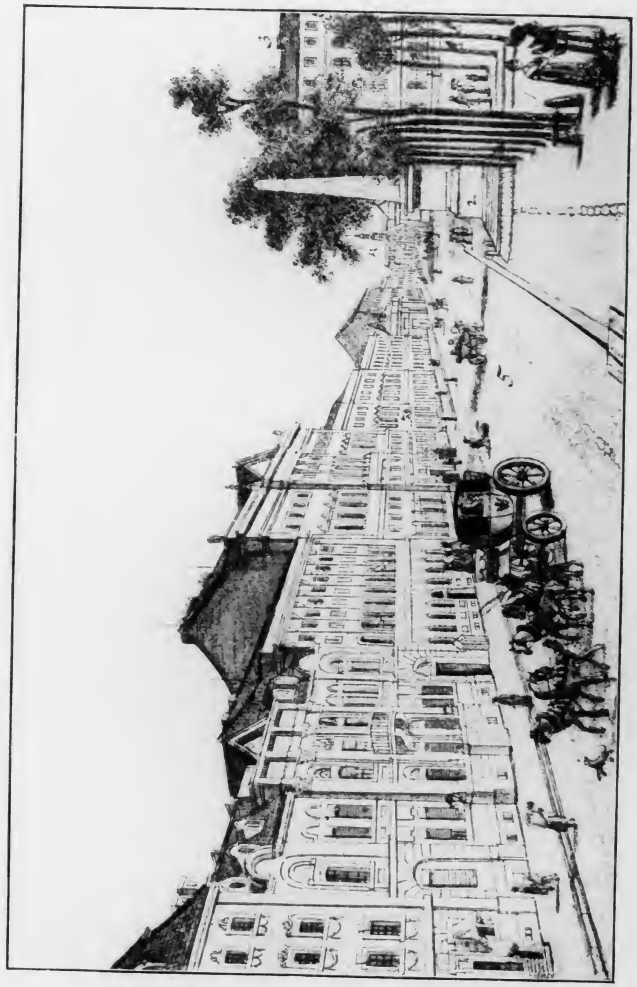
Die Leipziger Straße um 1800

1. Der Dönhoff-Platz 2. Der Meilenzeiger 3. Die Apotheke zum Elephanten 4. Die Gertraudtenkirche 5. Die Leipziger Straße

Steinzeit vielleicht nicht sehr weit übertroffen haben; und was im christlich-deutschen Kölln-Berlin des 13. Jahrhunderts an Hauskunst vorhanden war, mag ebenfalls von nicht viel anderer Art gewesen sein. Feineres Kunstgewerbe und auf gebildeter Empfindung, auf Wissen und gesteigertem Können beruhende Kunst gehörte dort fast ausschließlich der Kirche, so arm sie auch sonst war, und den wenigen aus zivilisierteren Ländern stammenden vornehmen Leuten: dieser an sich noch bescheidene Besitz sollte den Anstoß zu einer fortan doch etwas rascheren Entwickelung des Kunstsinnes geben.

Die Geistlichkeit, von der ja auch alle Wissenschaft ausging, sorgte nämlich dafür, daß ihre Künste das Volk durch tief eindringende Wirkungen anzogen und fesselten. Zwischen den bescheidenen Häusern und Hütten der Bürger mußten selbst die schwerfälligen, düsteren und recht einfachen Kirchen von Berlin und Kölln durchaus imponieren; ihre großen, unheimlichen Kruzifixe und schmerzhaften Stationsbilder, die goldgründigen, von anderswo eingeführten Altargemälde, die Gesänge und Instrumentalmusiken der feierlichen Messen boten jahraus, jahrein etwas Sinnlich-Übersinnliches von geheimnisvollem Reize; und endlich die Mysterien, die geistlichen Schauspiele, die besonders zur Weihnachtszeit, in den Fasten und zu Ostern in den Kirchen und auf den Kirchhöfen stattfanden und Himmel und Hölle, Engel, Teufel und arme Seelen in Bewegung setzten, erschütterten als Tragödien die Herzen und hoben allmählich das Kunstverständnis auf eine etwas höhere Stufe.

Auch an weltlichen Anregungen zu allerlei Kunstwesen und Kunstgenuß mangelte es nicht ganz. Jene Myste-



Die Leipziger Straße um 1800

1. Der Dönhoff-Platz 2. Der Meilenzeiger 3. Die Apotheke zum Elephanten 4. Die Gertraudtenkirche 5. Die Leipziger Straße

rien selbst entfesselten durch possenhafte Einlagen eine derbe, für unser Gefühl unkirchliche Lachlust und sogar oft ein allgemeines Masken- und Komödiantentreiben; bei manchen festlichen Anlässen gab es kunstreiche Fanfaren der Stadtmusikanten zu hören und fahrende Spielleute und Sänger taten darin ein übriges; Gauklerbanden erregten Bewunderung; und damit es an bildender Kunst nicht fehle, kamen gelegentlich gemalte Tafeln und Tücher und Holzschnitte, freilich ganz rohe, mit Darstellungen der Passion und der Heiligen auf die Märkte. Auch erweckten die Vornehmen durch den Glanz ihres Aufzuges und ihrer Umgebung und Lebensführung den Begriff einer an edleren Sinnesgenüssen reicheren Existenz; konnte man es ihnen nicht gleichtun, so wurde doch durch sie die Aufmerksamkeit auf eine größere Zier und Anmut des Lebens gelenkt. An alles dieses fügte sich, in langsamer Verfeinerung, die im Volke vorhandene unbefangene Kunstübung: das erfinderische Nadelwerk der Frauen, das harmlose Geklimper und Geblase der Liebhaber im Familienkreise, das phantasievolle Kinderspiel mit seinen Sprüchen und Reimen, und natürlich das Volkslied, das mochte es in der Mark auch nur arm sein, doch kräftigen Gefühlen plastischen Ausdruck verlieh.

So stand denn das Kunstvermögen der Berliner mit den verschiedenen Kunstfaktoren der größeren und älteren Kulturwelt in einer gleichsam organischen, dauernden Verbindung. Trotzdem blieb sein Wachstum jahrhundertelang nur gering; wie die wissenschaftliche, so bedarf auch die Kunstbildung eines Volkes, einer Stadtgemeinde wenn nicht besonderer Begabung, so doch jedenfalls andauernder Vorbereitung und wohlgepflegter

Tradition: und weder das eine noch das andere war in Berlin genügend vorhanden. Der Luxus, den die Markgrafen und Kurfürsten für sich und ihr Gefolge einführten, wirkte wohl anregend, aber zunächst noch lange nicht eigentlich künstlerisch befruchtend: die Bürger lernten zwar ihre Kirchen größer und schöner bauen und sie würdiger ausstatten zu lassen, auch sich selbst und den Ihrigen ansehnliche Grabmäler von einigem Kunstwert zu errichten; wer es vermochte, schmückte sein Haus und kleidete sich prächtig, prunkte mit Goldschmiedewerk und Kuriositäten und ließ vor seinen Gästen geigen und pfeifen, aber das wenigste von dem, das hier glänzte, war berlinerischer Herkunft; und hatten wirklich Berliner Meister es geschaffen, so verdankten sie es gewiß nur ihrer Wanderschaft in den Westen oder in die nördlichen Seestädte. Von Berliner Kunst läßt sich erst reden, wenn eine verhältnismäßig selbständige, charakteristische Kunstproduktion dort stattfindet; einstweilen gibt es da nur einen unmittelbaren oder allenfalls mittelbaren Kunstimport und ein die Kunst mit Naivität genießendes oder sie wenigstens hinnehmendes Publikum.

Das ganze außerhöfische Kunstwesen von Berlin ist aber bis in die Zeit des Großen Kurfürsten so belanglos, daß wir überhaupt nur sehr wenig von ihm wissen. Daß Kaspar Theiß, von auswärts berufen, für Joachim II. das Schloß umbaute — seine Arbeit daran ist fast ganz verschwunden — und auch Bildhauerei und Malerei betrieb, ist für die bürgerliche bildende Kunst eine der ersten wichtigen Tatsachen, die wir kennen; wichtig deshalb, weil er als ein tüchtiger Mann bei langjähriger Wirksamkeit in Berlin wohl imstande war,

einen ordentlichen Nachwuchs in den verschiedenen Disziplinen zu erziehen. Die Votivbilder jener Zeit in den Kirchen ermangeln im allgemeinen der individuellen Bedeutung: sie bezeugen, sofern sie Berliner Arbeit sind, wie die Grabskulpturen das Vorhandensein eines Kunsthandwerks von durchschnittsmäßigem Werte: will dies auch nicht viel sagen, so bedeutet es doch einen Anfang und Untergrund für die Zukunft. Aber langsam genug entwickelte sich der Kunstsinn! Daß der Große Kurfürst sich trotz seiner Begünstigung Berlins für die neue Befestigung der Stadt und deren Torbauten, für die Anlage seines Lustgartens, für die Ausschmückung des Schlosses, für seine Sammlungen von Bildern und Statuen nur holländischer und anderer auswärtiger Künstler bediente, beweist, daß immer noch kein Berliner höheren künstlerischen Ansprüchen genügte. Auf seine Veranlassung wurden diese Ausländer ebenso wie die Franzosen der Kolonie jetzt die eigentlichen Lehrer der Einheimischen. Das Publikum sah von ihnen manches Gute, und Gesellen und Gehilfen lernten ihnen wenigstens Handgriffe und neue, wirksame Motive ab.

Nicht viel anders als mit der bildenden Kunst stand es in Berlin mit der Musik. Das erste, das wir von ihr hören, ist, daß Kurfürst Joachim II. seinen Domchor pflegte und daß, ein Jahrhundert später, der Große Kurfürst, als besonderer Verehrer dieser Kunst, neben Deutschen auch Ausländer in seiner Kapelle hatte. Alles übrige müssen wir uns vorzustellen suchen nach unserer Kenntnis der musikalischen Zustände, die anderswo herrschten; und so werden wir annehmen, daß die Fest- und Tanzmusiken sowie die gesellschaftlichen Lieder und „Arien“,

die man damals zur Laute oder Flöte sang, wohl oft auf den italienischen, später auf französischen Mode-Melodien beruhten, der protestantische Kirchengesang der Gemeinde aber noch am meisten den Charakter gutdeutscher Volksweisen trug.

Die Ansprüche der Berliner an die Dichtkunst waren in dieser Zeit nicht eben hoch. Zwar ist Paul Rebhuhn, den die Literaturgeschichte als einen der ersten Künstler in der Behandlung der wieder auflebenden deutschen Sprache kennt, in Berlin geboren, und Paul Gerhardt wirkte hier einige Jahre hindurch, doch zu ihnen als Dichtern hat die Stadt in keinem näheren Verhältnis gestanden. Ihr gefiel wohl auch besser ein Mann wie Nikolaus Peucker, der lyrische Jurist, der zwar hier und da einmal frische, natürliche Empfindungen in leidlich schlichte Strophen zu fassen wußte, sonst aber sich in entweder schwülstigen oder recht plumpen Gelegenheitsmachwerken erging. Hochzeits-, Tauf- und Trauercarmina bildeten neben schäferlichen Kleinigkeiten und politischen Tiraden den Hauptbedarf des Publikums an weltlicher Poesie, und an geistlicher genügte ihm das Gesangbuch, das den alten Schatz geistlicher Lieder in immer neuen Bearbeitungen und durch zeitgemäße Neuschöpfungen bereichert aufbewahrte. Das Theater aber war noch kein wichtiges Kulturelement geworden: der Hof verschrieb sich gelegentlich Truppen von herumziehenden englischen und italienischen Schauspielern, die ihre Stücke und Opern mitbrachten; die schaulustigen Bürger waren jedoch in der Regel, außer auf Mummenscherz und Akrobatenkünste, wohl nur auf die Theatervorstellungen der städtischen Schüler angewiesen. Diese Aufführungen hatten sich schon vor

der Reformation aus den kirchlichen Spielen entwickelt und behielten, wie es scheint, noch lange einen halbgeistlichen Charakter: so ließ 1541 Heinrich Knust, der Rektor der köllnischen Schule, ein selbstverfaßtes, deutsches Stück „Von der lieblichen Geburt unseres Herrn Jesu Christi", mit Teufeln und komischen Figuren, agieren. Bald aber trat die pädagogische Absicht in den Vordergrund: die Schüler sollten reden und sich bewegen lernen, auch in Kenntnissen, Moral und Religion dabei profitieren; neben deutschen wurden deshalb lateinische Stücke, oft von den Lehrern und Rektoren, verfaßt und außer biblischen auch philosophische, geschichtliche, mythologische und auf die Zeit bezügliche allegorische Themata behandelt, natürlich in pedantischer Form mit allen Unbeholfenheiten und Überladungen des barocken Geschmackes; Terenz und Plautus, die man ebenfalls aufführte, mögen sich trotz mancherlei Umarbeitung als schlichte Klassiker merkwürdig genug dagegen ausgenommen haben! Die Schüler spielten öffentlich im Saale des köllnischen Rathauses (bei lateinischen Vorstellungen erhielten die Zuschauer deutsche Inhaltsangaben), manchmal auch vor den kurfürstlichen Herrschaften im Schlosse; Eintrittsgelder deckten die oft bedeutenden Kosten und warfen einen Überschuß für die schlecht besoldeten Lehrer ab. Trotz der immer wiederkehrenden Anfechtungen, die diese Aufführungen von seiten der Geistlichen wegen der dargestellten heidnischen Greuel und lästerlichen Erfindungen, aber auch wegen der unleugbaren Überbürdung der Schüler erlitten, überdauerten sie den Dreißigjährigen Krieg und verschwanden erst, wie überall die Schuldramen, mit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Die große Kunst

verlor an ihnen gar nichts, für Berlin waren sie immerhin eine Quelle ernsthafter Anregung gewesen.

Das geistige Leben, das der Große Kurfürst in seiner Hauptstadt auf manchen Gebieten erkannt und energisch angeregt hatte, wurde von seinem Sohne ebenso kräftig gefördert: seitdem aber blühte es immer freier und selbständiger fort. Wie sein Vorgänger zog Friedrich I. durch den Neubau des Schlosses und dessen Ausstattung sowie für seine Hofhaltung eine Menge der tüchtigsten Künstler nach Berlin; an ihrer Spitze beschäftigte er Andreas Schlüter, den größten nordischen Meister seiner Zeit, und den Maler Augustin Terwesten, und 1696 gründete er die Akademie der Künste, die als eine das ganze Kunstleben kontrollierende und normierende Behörde und zugleich als eine Schule für Maler und Bildhauer gedacht war. Diese Anstalt, so wenig glänzend ihre Leistungen an sich auch blieben und so sehr sie nach des ersten Königs Tode bis gegen das Ende des Jahrhunderts von seinen Nachfolgern vernachlässigt wurde, bewirkte doch im Stillen die Bildung eines kräftigen Stammes von zwar nicht besonders bedeutenden, aber beliebten und vor allem einheimischen Künstlern, deren in den Bürgerhäusern sich verbreitende billige Werke das Publikum an das Kaufen und dadurch an den täglichen Verkehr mit leidlichen Kunstschöpfungen gewöhnten. Und jene Ausländer, die der König berufen hatte, fanden jetzt, außer ihm selbst, in Berlin doch schon viele kunstverständige, mindestens kunstliebende reiche Leute, deren Paläste, von ihnen errichtet und ausgeschmückt, nicht nur den allmählich nacheifernden Mitbürgern manche gute Vorbilder boten, sondern auch erwünschte Mittelpunkte eines gesellschaftlichen Lebens voll Interessen und Bewegung wurden. Es gab also nunmehr ein kunstgebildetes, eingesessenes Publikum in Berlin, und durch den gewaltigen Zuzug, der in allen Schichten der Bevölkerung eintrat und nicht wieder nachließ, vermehrte und verstärkte es sich fortwährend; so wurde es denn auch bald zu dem eigentlichen Ernährer der verschiedenen höher entwickelten Künste, ohne die es selbst eben nicht zu bestehen vermochte.

Nicht mehr so wesentlich wie anfangs kommt deshalb in Betracht, was die Könige fürderhin für die Künste taten. Wie Friedrich Wilhelms I. rohe Abneigung ihre Verfeinerung nicht hindern konnte, so vertrug die allmählich aufkommende echte Berliner Kunst auch die anders gerichtete schöngeistige Willkür Friedrichs des Großen ohne Beirrung. Sein wie in der Poesie so in den bildenden Künsten fast nur das Französische schätzender Geschmack eilte vorbei an dem der Bürger, die mehr am Holländischen und Italienischen hingen; seine Rokoko-Bauten, seine Sammlungen der Arbeiten von Watteau und Pigalle und deren Genossen blieben den Seinigen einstweilen so fremd wie seine Freunde und übrigens auch wie die italienische Oper, die er in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung mit großen Kosten hielt und die er jährlich zwei Neuheiten — die meisten komponierten eigens für ihn sein Musikus Graun und der damals in Dresden angestellte Hasse zu italienischen Texten — in der Faschingszeit vor dem Hofe und anderem geladenen Publikum aufführen ließ. Mochten nun seine unablässigen Bemühungen um die Hebung der einheimischen Industrie und des Kunsthandwerks, wie der Porzellanfabrikation, der Goldschmiedearbeit,

der Weberei, auch nicht ohne Erfolg ſein, ſo entwickelte ſich, unter ſeinen Augen, jede Kunſt doch anders als er es verlangte. Wie am Anfange des Jahrhunderts Schlüters gewaltiges Wollen ganz vereinzelt und unverſtanden geblieben war, ſo konnte jetzt kein Knobelsdorff, kein Gontard die bürgerliche Architektur veredeln und ſie geiſtvoller geſtalten, als die Berliner ſelbſt es für erwünſcht hielten; trotz Antoine Pesne, der als ein recht feiner und geſchickter Maler erziehend hätte wirken ſollen, erſcheint die Berliner hiſtoriſche Schule unter Bernhard Rhode ſehr epigonenhaft; und nur die kräftige, originelle Entwickelung des Realismus, der durch Daniel Chodoviecki, den Zeichner und Radierer, und die beiden Meil, ſeine Kollegen, an der Akademie ſelbſt aufkam, fand außer bei dem Könige einen allgemeinen freudigen Anklang. Auch im Theater zeigte das Publikum längſt, daß es eine eigene Meinung hatte. Wurde von Friedrich Wilhelm I. eigentlich nur Eckenberg, ein Athlet, der ſeine Springertruppe allmählich in eine Truppe von Komödianten umwandelte, ausgiebig konzeſſioniert, ſo ſetzten ſich jetzt, auf das Publikum geſtützt, allmählich beſſere Schauſpielunternehmer in Berlin feſt, die zuerſt in Bretterbuden, dann in ſoliden Theatern nicht nur Burlesken, Harlekinaden, Improviſationen und Singſpiele nebſt Balletten vorführten, ſondern mit bedeutenden Kräften ſich bald auch an hohe Aufgaben wagten und jene Poſſen fallen ließen. Franz Schuch, bei dem eine Zeitlang der große Eckhof ſpielte, und nach ihm Theophil Döbbelin, in deſſen Geſellſchaft der geniale Fleck, das Ehepaar Unzelmann, auch der Tragöde Brockmann auftraten, brachten unter anderem die Werke von Shakeſpeare, Leſſing, Goethe

Der große Kurfürſt. Von Andreas Schlüter

der Weberei, auch nicht ohne Erfolg ſein, ſo entwickelte ſich, unter ſeinen Augen, jede Kunſt doch anders als er es verlangte. Wie am Anfange des Jahrhunderts Schlüters gewaltiges Wollen ganz vereinzelt und unverſtanden geblieben war, ſo konnte jetzt kein Knobelsdorff, kein Gontard die bürgerliche Architektur veredeln und ſie geiſtvoller geſtalten, als die Berliner ſelbſt es für erwünſcht hielten; trotz Antoine Pesne, der als ein recht feiner und geſchickter Maler erziehend hätte wirken ſollen, erſcheint die Berliner hiſtoriſche Schule unter Bernhard Rhode ſehr epigonenhaft; und nur die kräftige, originelle Entwickelung des Realismus, der durch Daniel Chodoviecki, den Zeichner und Radierer, und die beiden Meil, ſeine Kollegen, an der Akademie ſelbſt aufkam, fand außer bei dem Könige einen allgemeinen freudigen Anklang. Auch im Theater zeigte das Publikum längſt, daß es eine eigene Meinung hatte. Wurde von Friedrich Wilhelm I. eigentlich nur Eckenberg, ein Athlet, der ſeine Springertruppe allmählich in eine Truppe von Komödianten umwandelte, ausgiebig konzeſſioniert, ſo ſetzten ſich jetzt, auf das Publikum geſtützt, allmählich beſſere Schauſpielunternehmer in Berlin feſt, die zuerſt in Bretterbuden, dann in ſoliden Theatern nicht nur Burlesken, Harlekinaden, Improviſationen und Singſpiele nebſt Balletten vorführten, ſondern mit bedeutenden Kräften ſich bald auch an hohe Aufgaben wagten und jene Poſſen fallen ließen. Franz Schuch, bei dem eine Zeitlang der große Eckhof ſpielte, und nach ihm Theophil Döbbelin, in deſſen Geſellſchaft der geniale Fleck, das Ehepaar Unzelmann, auch der Tragöde Brockmann auftraten, brachten unter anderem die Werke von Shakeſpeare, Leſſing, Goethe

Der große Kurfürſt. Von Andreas Schlüter

und Schiller, und jubelnd bewunderten die Berliner den „Hamlet“, die „Minna von Barnhelm“, „Götz von Berlichingen“, die „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ — also Stücke, vor denen der König seinen tiefen Abscheu öffentlich zu erkennen gab. Neben dem Theater wurden Konzerte gern besucht; es waren meist sogenannte „Akademien“, nämlich Aufführungen weltlicher und geistlicher Vokal- und Instrumentalmusik, die einzelne Musikmeister an bestimmten Wochentagen in ihren Wohnungen, allenfalls auch in Kirchen, veranstalteten.

Das Interesse des Publikums für die Musik und das Theater war entschieden lebhaft, weit lebhafter als das für die bildende Kunst, das ja nicht fehlte, aber damals noch weder durch Museen noch durch Ausstellungen genährt und gebildet, sondern, falls man nicht etwa reiste, nur durch den Privatbesitz an Kunstwerken und durch seltene Besuche der königlichen und prinzlichen Schlösser und Gärten in Berlin und Potsdam, vielleicht auch der Sammlungen notorischer Kunstkenner befriedigt werden konnte. Wie wenig tief aber sowohl dieses als jenes Interesse ging und wie wenig abgeklärt das Urteil zwischen Wertvollem und Wertlosem zu unterscheiden wußte, das sehen wir, was die bildende Kunst betrifft, etwa an dem Berliner Kunsthandel der Zeit, in dem außer Kupferstichen fast nur unbedeutende, aber meistens auf große Namen getaufte Bilder und Zeichnungen neuerer Meister und älterer Italiener bis zu Raffael und Correggio billig ausgeboten und kaum anderes und mehr als kleine Landschaften, Genrefiguren und Bildnisse in Miniatur oder Crayon bestellt wurden; und im Theater begrüßte man

mit derſelben Begeiſterung wie unſere Klaſſiker auch die ſentimentalen oder bombaſtiſchen Eintagsſchöpfungen von Lokalpoeten, die längſt vergeſſen ſind, ſowie routinierte, flache Erzeugniſſe wie die bürgerlichen Sittenbilder von Kotzebue und Iffland, deren Wert in geſchickt berechneten theatraliſchen Wirkungen und in dankbaren Rollen liegt.

Indeſſen wird auch heute noch ein völlig zuverläſſiges Publikum vergebens geſucht — die Vielköpfigkeit der urteilenden Menge ſchließt ja ſchon an ſich eine abgewogene Erkenntnis aus — aber erſtaunlich bleibt immerhin, wie auch nur ein ſolches, allerdings vielſeitig intereſſiertes Publikum binnen ſo weniger Jahrzehnte in Berlin hat entſtehen können. Eine Erklärung des Phänomens findet ſich wohl darin, daß in derſelben Zeit, oder vielmehr ſchon ein Menſchenalter früher, das wiſſenſchaftliche Intereſſe ſich entwickelt, vor allem aber eine allgemeinere und den Geiſt befruchtende Schulbildung ſich verbreitet hatte, wodurch denn der Kunſtſinn ebenfalls erzogen und ſelbſtändiger gemacht wurde. Man begann, mit größerem Fleiße als früher, in den Künſten zu dilettieren, und öffnete Augen, Ohren und Gedanken mit mehr Bewußtheit gegenüber Kunſterſcheinungen, die aufzuſuchen und zu begreifen man ſonſt den Künſtlern und einigen Wiſſenden überlaſſen hatte. Auch die Literatur ſorgte eifrig dafür, daß man nun nicht mehr abließ, an äſthetiſchen Dingen teilzunehmen. In Reiſebeſchreibungen und raiſonnierenden Romanen trat neben der bürgerlichen Tugend und aufgeklärten Weltweisheit die herzhafte Schwärmerei für Natur und Kunſt und nicht viel ſpäter eine zielbewußte Kunſtagitation auf; Zeitungen und Zeitſchriften — die

erſten in Berlin waren 1658 die „Berliniſchen einkommenden ordinären Poſtzeitungen“ und 1677 der „Poſtillon“ und die „Fama“ geweſen — vermehrten ſich raſch, berückſichtigten allmählich das Theater und alle Kunſtereigniſſe und eröffneten den Kritikern und Berichterſtattern freie Bahn für ihre mit großem Behagen ausgeführten Beurteilungen, deren überlegenes Wiſſen und vornehmes Wünſchen, begründetes Wohlwollen oder ſcheltendes Entrüſten das unflätige Tadeln oder Loben des früheren „Momus“ erſetzten. Das Berliner Publikum aber war gegen Ende des 18. Jahrhunderts ſchon literariſch genug, um wie das heutige ſich von gedruckten Anſichten mehr imponieren zu laſſen als von ſeinen eigenen, und gern ſich den Kunſtrichtern, denen es allerdings manche Anregung, manchen nützlichen Hinweis verdankte, zu unterwerfen.

Das 19. Jahrhundert, in dem die Entwickelung von Berlin noch viel lebhafter erfolgen ſollte als während des vorhergegangenen, fand alſo für einen Aufſchwung aller Künſte manche Bedingungen vor: in ſämtlichen Schichten der Geſellſchaft ein zahlreiches, immer ſich vergrößerndes Publikum, das bis zu einem gewiſſen Grade imſtande war, den Kunſtleiſtungen Teilnahme, Verſtändnis und klingenden Lohn entgegenzubringen; und auf der anderen Seite Künſtler in Menge, die nicht mehr bloß als Fremdlinge kamen und gingen, ſondern zum Teil in Berlin ſelbſt aufgewachſen und ausgebildet waren, zum Teil zuzogen und längere Zeit oder auf die Dauer dort verblieben; auch hatten Theater, Muſik, Poeſie und bildende Künſte bereits begonnen, mit der Stadt zu verwachſen, lokale Motive aufzufaſſen und ſie charakteriſtiſch zu verwerten. Je

mehr nun Berlin an Macht und Größe zunahm und je komplizierter ſeine Zuſammenſetzung wurde, deſto üppiger und mannigfaltiger organiſierten ſich in ſeinem Bereiche die Künſte, deſto mehr raffinierten ſie ihre Techniken, deſto mehr traten ſie, als höchſter Schmuck des Lebens, in den Vordergrund der geſellſchaftlichen Intereſſen und deſto mehr durchdrangen ſie auch die angrenzenden Gebiete der Induſtrie. Daß ſie bei ſolchem Wachstum, das ſchon eigentlich eine Wucherung genannt werden dürfte, den reinen Geiſt und die edle Linie, die ihre Entfaltung in geſammelter Stille kennzeichnen, im lärmenden, kosmopolitiſchen Getriebe hätten finden können, wird niemand vorausſetzen; doch bietet ſelbſt ein Häuſermeer wie Berlin wohl ruhige Inſeln, auf denen von berufenen Händen das Schöne gepflegt wird und dankbaren Genießern ſeine Weihen ſpendet.

Die Demokratiſierung der Kunſt im 19. Jahrhundert tritt deutlich am Theater zutage. Wir wiſſen, daß es ſeit der Abſchaffung der Myſterien, da die Jahrmarktsbanden von Poſſenreißern nicht in Betracht kommen, und wenn wir von den Schulkomödien abſehen, eine ſeltene und eigentlich nur den Ariſtokraten zugängliche Vergnügung geworden war. Jetzt entſtanden in Berlin, faſt mit einem Schlage, Theater für alle Stände, und kaum eine dieſer Bühnen befand ſich auf ſo niedriger Stufe wie die beſten, die neben der allerdings virtuoſenhaften und prachtvollen italieniſchen Oper Friedrichs des Großen mit ihren Primadonnen, Kaſtraten und Ballerinen und neben den genannten Elitetruppen von Schuch und Döbbelin in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts geſpielt hatten. Da gab es für die kleinen Leute, für die Handwerkerfamilien, für die Subalternbeamten, für Soldaten und geſetztere „Arbeiter“ die Sommertheater in Biergärten nnd die Wintertheater in beſcheiden ausgeſtatteten Häuſern; ſie boten anfangs meiſt rührende Volksſtücke voll Edelmut und verfolgter, ſchließlich doch ſiegender Unſchuld, eine Literatur, in der, vielleicht unwillkürlich, auch mancher reine Berliner Lokalton mitklang; Geſang und draſtiſche Komik waren dazu willkommen, und durch Butterſtullen mit Schinken, wie die hiſtoriſch gewordene Theaterdirektorin Mutter Gräberten ſie in vorzüglichſter Qualität recht hausmütterlich lieferte, wurde das Behagen nur vermehrt. Die ſozialen Umwälzungen von 1848 haben dann die Biederkeit dieſer Veranſtaltungen geſtört und die neue Zeit konnte ſie nicht herſtellen: nachdem die volkstümlichen Motive, die der Kriegs- und Siegesſtimmung nach 1866 und 1870 zu entnehmen waren, ihre Schuldigkeit getan hatten, und nach mancherlei anderen Übergängen, griff in den minder gebildeten Kreiſen der Geſchmack an Variétévorſtellungen recht niedrigen Ranges am weiteſten um ſich. Das Publikum der Volkstheater hatte ſich zerſetzt, und der größere, proletariſierte Teil kehrte zu ſolchen primitiven Genüſſen zurück, die an die Produktionen der früheren Gauklergeſellſchaften erinnern; die übrigen wandten ſich dem bürgerlichen, feineren Theater zu.

Dieſe Gattung von Bühnen bildet recht eigentlich die Fortſetzung der ebenfalls für den literariſch intereſſierten Mittelſtand und für die Unterhaltung der wißbegierigen Reiſenden, die nach Berlin kamen, beſtimmten beſſeren Theater des 18. Jahrhunderts an deſſen Ende. So bringt ſie denn, wie jene, Tragödien, Dramen und Luſtſpiele, deutſcher oder ausländiſcher

Herkunft, aber sie vermehrte dieses Repertoire, wenigstens zeitweise, um große Opern und um Spielopern, um das früher der königlichen Oper vorbehaltene blendende Ausstattungsstück mit Ballett und um die gutmütig satirischen Revuen, die vor einem orientierten Publikum ohne vernünftigen Zusammenhang, aber mit wirksamer Komik politische und städtische Ereignisse durchnehmen. Dafür verlor sie die komödienartige, muntere und bei aller Harmlosigkeit doch leidlich wohlgefügte Berliner Lokalposse, die noch vor einigen Jahrzehnten blühte und besonders den Mittelstand humoristisch-gemütvoll schilderte. Zurückkehren wird diese Posse mit ihren zahmen Couplets wohl schwerlich, denn bei der starken Konkurrenz der sehr zahlreichen und jährlich sich vermehrenden Theater und bei dem gesteigerten Sensationsbedürfnis des verwöhnten und nervösen Großstadtpublikums zieht man auch in den früher für sie bestimmten Theatern jetzt durchweg Stücke mit besonderen Überraschungen, mit schärferen Pointen und mit glänzenden Toilettenrollen vor.

Und wie denn das Publikum immer Herr des Theaters ist — auch da, wo es andächtig den Klassikern lauscht und die Schaubühne als eine moralische Anstalt verehrt — so bestimmt es überhaupt nach seiner Eigenart die Richtung und Entwickelung dieser Kunststätten. Das Berliner Publikum von heute verlangt vom Theater das Verschiedenartigste und erhält es deshalb auch. Es verlangt in Oper und Drama die unvergänglichen Hauptstücke des alten Repertoires und erhält sie, von Shakespeare und Gluck an, auf mehreren Bühnen, teuer und billig, treuherzig heruntergespielt oder mit fremden Glanzsternen ausgestattet oder mit

szenischen Künsten, mit ausgeklügelten Effekten überladen; es verlangt, gruppenweise und exklusiv, seinen Ibsen, seinen Hauptmann, seinen Wedekind, seinen Strindberg, Wilde, Shaw oder Gorki, und empfängt sie mit der hochachtungsvollen Feierlichkeit, die man halbverstandenen Finessen schuldet. Es verlangt Englisches, Französisches, Italienisches: und ausländische Truppen kommen es zu befriedigen; es verlangt Amüsant-Frivoles, auch gründlich Gepfeffertes: man weiß, wohin kein jüngeres Mädchen gehen sollte und wo man das alles reichlich findet. Trotz des bedeutenden Eintrags, den die dramatische Kunst durch die vielen Konzerte, durch die Zirkusse und besonders durch die zum Teil den höchsten Ansprüchen genügenden und für gedankenmüde oder gedankenarme Menschen nachgerade unentbehrlichen Variétébühnen erleidet, spielen, auf fast alle Gegenden der Stadt verteilt, tagtäglich mit Ausnahme von zwei Sommermonaten gegen dreißig nennenswerte Theater.

Ein merkwürdiges Schauspiel, dieses Arbeiten der Schauspiele! Was sie bringen, hat oft die sieghafte Schönheit ewig junger Meisterwerke, öfter den scharfen Glanz, der „für den Augenblick geboren“ ist und von einer darin verkörperten Modestimmung, von einem Zeitproblem, von eines großen Künstlers glücklichsten Rollen ausgeht; am häufigsten zeichnet es sich aus durch stark entwickelte Drastik, chargierte Charaktere und blendende Technik. Vollkommen platt und matt, ohne irgendwelchen Reiz für mäßige Ansprüche ist selten eine Aufführung in Berlin: dafür sorgt schon allein die Konkurrenz, weil niemand sich dort halten kann, der nicht etwas Qualifiziertes leistet. Deshalb verlangen auch so viele Provinztheater, daß die Neuheiten, an

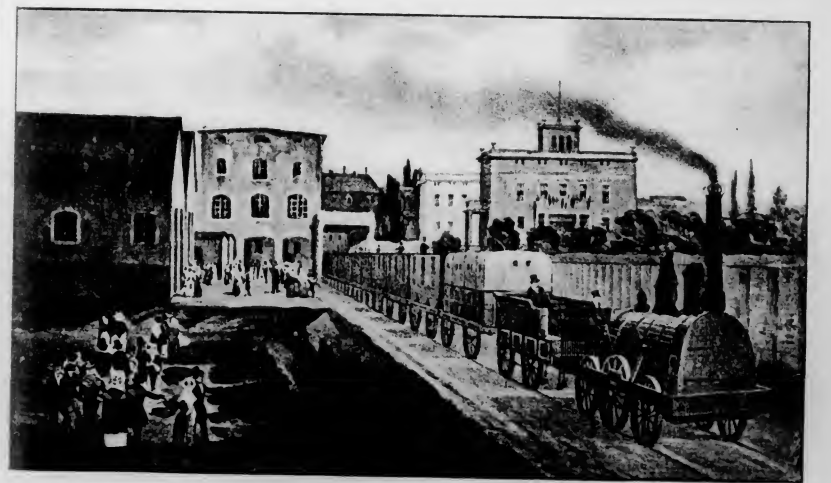
die sie sich wagen sollen, bereits das Feuer der Berliner Kritik bestanden haben; aber trotz dessen, und obgleich in der Tat unendlich viel Anregung durch Gefühls- und Gedankenübertragung und ebensoviel Kunstgenuß, sei er geläutert oder nicht, von dem Berliner Publikum täglich im Theater empfangen wird und angewandt werden könnte, ist dieses Publikum samt den ihm berichtenden Kritikern im allgemeinen doch wohl nicht geeignet, in jeder Beziehung den Maßstab für ganz Deutschland abzugeben. So nützlich die positive Arbeit der Weltstadt in das Weltgetriebe eingreift, so unzuträglich ist für minder behend entwickelte und schlichter, natürlicher und befangener empfindende Gemüter ihr Geschmack in den Dingen, die die große, nicht gesichtete Menge angehen. Und doch läßt sich nicht verkennen, daß die königlichen Bühnen, die Oper und das Schauspielhaus, die durch naheliegende Rücksichten auf das Repertoire von gestern und auf offiziell zulässige Neuheiten beschränkt sind, nicht mit Unrecht als rückständig gelten: indem sie das meiden, was die Nerven eines der Großstadt eigentümlichen Publikums in Schwingungen zu versetzen pflegt, indem sie korrekt und bedächtig die Überlieferungen möglichst lange bewahren und stilvollen Anstand meistens vor geniales Temperament setzen, verzichten sie auf eine führende Teilnahme am Fortschreiten der Kunst, das sich freilich niemals reglementarisch vollzieht, sondern einherbraust wie ein Strom, den trübe Frühlingsbäche schwellen. Seltsamer Widerspruch! Die soliden und sozusagen tadellosen königlichen Theater, die man vor andern für berufen halten möchte, das Gesunde und der Zukunft Angehörende in der Kunst an das Tageslicht zu fördern,

Die Neujahrs-Gratulation am 1. Januar 1787

Der Berlin-Potsdamer Bahnhof

die sie sich wagen sollen, bereits das Feuer der Berliner Kritik bestanden haben; aber trotz dessen, und obgleich in der Tat unendlich viel Anregung durch Gefühls- und Gedankenübertragung und ebensoviel Kunstgenuß, sei er geläutert oder nicht, von dem Berliner Publikum täglich im Theater empfangen wird und angewandt werden könnte, ist dieses Publikum samt den ihm berichtenden Kritikern im allgemeinen doch wohl nicht geeignet, in jeder Beziehung den Maßstab für ganz Deutschland abzugeben. So nützlich die positive Arbeit der Weltstadt in das Weltgetriebe eingreift, so unzuträglich ist für minder behend entwickelte und schlichter, natürlicher und befangener empfindende Gemüter ihr Geschmack in den Dingen, die die große, nicht gesichtete Menge angehen. Und doch läßt sich nicht verkennen, daß die königlichen Bühnen, die Oper und das Schauspielhaus, die durch naheliegende Rücksichten auf das Repertoire von gestern und auf offiziell zulässige Neuheiten beschränkt sind, nicht mit Unrecht als rückständig gelten: indem sie das meiden, was die Nerven eines der Großstadt eigentümlichen Publikums in Schwingungen zu versetzen pflegt, indem sie korrekt und bedächtig die Überlieferungen möglichst lange bewahren und stilvollen Anstand meistens vor geniales Temperament setzen, verzichten sie auf eine führende Teilnahme am Fortschreiten der Kunst, das sich freilich niemals reglementarisch vollzieht, sondern einherbraust wie ein Strom, den trübe Frühlingsbäche schwellen. Seltsamer Widerspruch! Die soliden und sozusagen tadellosen königlichen Theater, die man vor andern für berufen halten möchte, das Gesunde und der Zukunft Angehörende in der Kunst an das Tageslicht zu fördern,

Die Neujahrs-Gratulation am 1. Januar 1787



Der Berlin-Potsdamer Bahnhof

begnügen sich mit Wiederholen, Abwarten und einzelnen zaghaften Versuchen, und aus einigen Privattheatern mit mondänem Premièrenpublikum und einer Atmosphäre voll Sensation und Reklame schießen die Blitze, die trotz allem befruchtend über die gern empfangenden Gefilde der Kunst dahinfahren!

Vielleicht noch volkstümlicher als das Theater ist in Berlin die Musik. Die Schulen sorgten von jeher für Gesangunterricht; seit zwei Jahrhunderten gehört das Klavierspielen zur Erziehung auch des talentlosesten Mädchens; die rauschende Musik der aufziehenden Wache und der zahllosen Militär- und Zivilkapellen, die in den Vergnügungslokalen aufspielen, ist ganz unentbehrlich geworden, sie elektrisiert und fesselt Alt und Jung; bei festlichen Mahlzeiten mancher, sonst gebildeter Gesellschaften ertönen betäubend laute Weisen; in die Ohren fallende Melodien der Operetten und Couplets bürgern sich mit Sicherheit auf allen Gassen ein; Orchestrions und Grammophone tragen die Kunst bis in die Keller der Budiker, und Leierkastenmänner und Harfenmädchen erfreuen die Bewohner der Höfe im fernsten Osten. Aus dieser Lust an Tönen, die auch ein halb barbarisches Vergnügen an Lärm und Rhythmus sein kann, wird man nicht notwendig auf eine besondere und allgemeine musikalische Begabung der Berliner schließen; dagegen steht fest, daß in Berlin ein großes, außerordentlich feinhöriges und gebildetes Publikum sich seit anderthalb Jahrhunderten eifrig mit der ernsthaften Pflege guter Musik beschäftigt.

Aus den oben erwähnten musikalischen Akademien gingen nämlich die sogenannten „Singetees“ und viele andere Dilettantenvereine hervor, die Kantaten, Ora-

torien und Bruchstücke von Opern zu eigenem Vergnügen, auch zu wohltätigen Zwecken aufführten und es gelegentlich zu imposanten Leistungen brachten, wie es denn zum Beispiel dem aus Leipzig herüberkommenden Hiller (1786) gelang, im Berliner Dom den „Messias“ von Händel mit einem Orchester von 200 Personen, mit den Solisten der Oper und mit den Chören sämtlicher Schulen von Berlin und Potsdam sowie aller Dilettantenvereine zu dirigieren. Solchen Vereinen gewann die „Singakademie“ den Rang ab, die sich 1791 als eine Gesellschaft für Pflege der ernsten, besonders der kirchlichen Vokalmusik konstituierte. Sie wagte sich allmählich an die gewaltigsten Werke, sogar an Beethovens Missa Solemnis und Neunte Symphonie und an Bachs H-moll-Messe und seine Passionen heran, mit denen sie, wenn sie nicht Grauns „Tod Jesu“ wählte, an den Karfreitagen das Publikum immer wieder erbaute und erschütterte: Felix Mendelssohn, dessen Familie der Musik bis auf den heutigen Tag mit besonderer Hingabe dient, war es, der dort zuerst, als Zelters, des Direktors, Mut versagte, die bis dahin unnahbare Matthäuspassion (1829) zu neuem Leben erweckte. Nach dem Tode des Direktors Grell (1876) verjüngte Martin Blumner die alten Traditionen und dessen Nachfolger Georg Schumann hat nun die Aufgabe, den Ruhm der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, den manche inzwischen neu entstandene große Vereine ihr streitig machen. — Der schöne Saal der Singakademie war auch jahrzehntelang die Stätte der Quartettabende, in denen der unvergeßliche Joseph Joachim und seine Genossen klassische Musik in klassischer Vollendung darboten und, fern

von beifallsüchtigem Virtuosentum, als echte Künstler ein Beispiel vornehmster Bescheidenheit gegenüber den Meistern, die sie auslegten, gaben. Das treue Publikum, das ihnen tief ergriffen lauschte, wurde durch sie an das Höchste und Edelste herangeführt, und vielleicht darf man sagen, daß das Quartett einen Geschmack erzogen hat, dessen Ansprüche in Berlin eine Norm für das ganze, hoch entwickelte Musikleben bilden. Die Leistungen anderer ausgezeichneter Quartette, die herrlichen Aufführungen des königlichen Opernorchesters und der Philharmonischen Gesellschaft, selbst die Konzerte einzelner, fremder oder einheimischer Künstler vermeiden in Berlin gewöhnlich die frivole Modemusik und halten sich womöglich an das Beste von alten und neuen Kompositionen. Der Ruf Berlins als einer musikfreundlichen und musikkundigen Stadt ist wohl begründeter als der, daß es ein besonderes Verständnis für das Theater habe.

Im Konzert und vorzüglich im Theater empfängt das Publikum einen starken und eindringlichen Sinnenreiz, der es völlig gefangennehmen und fesseln kann. Viel zurückhaltender zeigen sich — von der Architektur gar nicht zu reden — die Malerei und die Bildhauerkunst. Unsere Augen, die wir im täglichen Leben weit mehr anstrengen und intensiver benutzen als die Ohren, sind den Kunstwerken gegenüber in der Regel nicht sehr empfindlich und empfänglich; wir pflegen bei bildender Kunst mehr denkend als sehend zu genießen, und wer vor Kunstwerken nicht einmal zu denken weiß, für den ist das Bild und die Statue so nichtssagend wie sonst ein gleichgültiger Gegenstand. Es ist daher falsch, zu glauben, daß die Hunderttausende von Leuten, die sich

des Sonntags durch die Berliner Muſeen ſchieben oder die Große Landes-Kunſtausſtellung im Moabiter Glaspalaſt vergnügenshalber beſuchen, irgendwelchen Vorteil für ihre Augen- und Gedankenbildung davontragen, falls ſie nicht dazu eine natürliche Anlage, einen geweckten Willen oder eine geeignete Anleitung haben; und ebenſowenig iſt der Maſſenbeſuch ſolcher Kunſtſtätten ein Anzeichen von Bedürfnis nach Kunſtgenuß. Daß dieſem Mangel an Augenbildung abgeholfen werde, wird neuerdings auf verſchiedene Weiſe, insbeſondere durch einen allgemeinen, ſehr zweckmäßigen und anregenden Zeichen- und Malunterricht, angeſtrebt; einſtweilen jedoch iſt das Publikum, das die unſchätzbaren Sammlungen der Muſeen (die ſeit bald hundert Jahren jedem offen ſtehen) mit wahrem Genuß und Eifer benutzt, noch klein im Verhältnis zu der Zahl jener Mitläufer, und auch die Ausſtellungen und Kunſtſalons von Berlin beſuchen verhältnismäßig nicht allzuviele aus tieferen Urſachen, als weil es ſo hergebracht und allenfalls vergnüglich iſt. An ſich allerdings iſt die Minorität von wirklichen Berliner Kunſtverſtändigen ſehr ſtattlich. Nicht umſonſt haben die Sammler des 18. Jahrhunderts, ſo unwiſſend ſie waren, erſteigert, ertauſcht und geſichtet, was ihnen gefiel; nicht umſonſt fanden ſich allmählich in den meiſten bürgerlichen und adligen Wohnungen Porträts und andere Gemälde für die Wände, kleine Skulpturen für die Etagèren, Radierungen und Zeichnungen für die Mappen ein, und auch nicht ganz umſonſt bemühten ſich die Äſthetiker und ſpäter die Kunſthiſtoriker, neben den Kritikern, die älteren Anſchauungen über Kunſt zu entwickeln und durch poſitive Kenntniſſe neue und treffendere Auf-

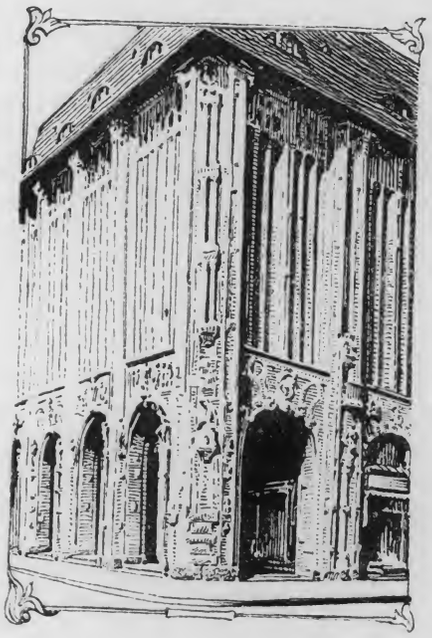
faſſungen zu verbreiten: der Kunſtdilettantismus von heute iſt viel gründlicher gebildet und weiter verbreitet als der frühere. Aus ſeinen Kreiſen ſondern ſich noch zu einer reſpektablen Gruppe die feinen und feinſten Spezialkenner heraus, deren Sammlungen berühmte Sehenswürdigkeiten und deren Urteile auf dem Kunſtmarkt ſchwerwiegend ſind.

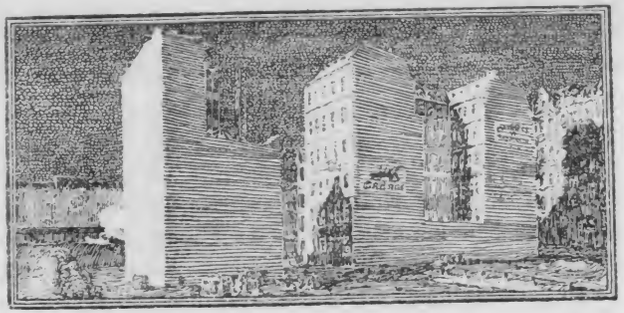
Natürlich beeinfluſſen die Exiſtenz eines ſolchen Publikums und daneben der ſtarke Verkehr kaufluſtiger und kaufkräftiger Fremder den Kunſthandel und die Kunſtproduktion auf das Günſtigſte. Wie alle Dramatiker, alle Muſikvirtuoſen nach Berlin ſtrömen, ſo ſuchen auch die Gemälde und Skulpturen der ganzen Welt daſelbſt Bewunderung und Abſatz, von der gemeinſten Ware, die auf die Snobs rechnet, bis zu dem ſtolzen Kunſtwerk, das für den offenen Markt doch eigentlich zu gut ſein ſollte; von den ſchüchternen Arbeiten junger, hoffnungsvoller Künſtler, die, wie die Motten ins Licht, ſo nach der verhängnisvollen Sonne von Berlin ſtreben, bis zu den frechen und brutalen Exploſionen der Kraftgenies, die die Weltſtadt durch Verblüffung erobern wollen. Und ebenſo wird jetzt alles, jede Art und Gattung von Kunſtwerken, in Berlin ſelbſt erzeugt: Tauſende von Künſtlern ſind daran geſchäftig. Aus den königlichen Anſtalten, der Akademie der Künſte und den beiden Kunſtſchulen, ſind ſie hervorgegangen, oder ſie verdanken ihre Ausbildung Privatſchulen oder ſich ſelbſt: unendlich viel Talent geht dabei zugrunde im Kampf mit der Not und im Kampf mit Routine, Mode und Verworrenheit, aber zwiſchen den wertloſen Produkten, die maſſenhaft wie Baumblätter die Ausſtellungswände bedecken, zeigen ſich Blüten und Früchte

als die Ergebniſſe der in den Gluten eines hochgeſteigerten Lebens gereiften Geiſtesarbeit. Hier kommen alle Richtungen zu ihrem Rechte: in der Malerei die leidenſchaftlichen Subjektiviſten im Gefolge Max Liebermanns und die bedächtigen Objektiviſten um den unfehlbar zeichnenden Arthur Kampf, die reſignierten Konventionellen der Rezeptmalſchulen und die unerzogenen Schwärmer in ſchrankenloſen Empfindungen: ſie alle haben ihr Publikum und ſind feſtgegründet, ſofern ſie ihre Ausdrucksmittel beherrſchen. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, nach dem Bruch mit Rokoko und Klaſſizismus, haben ihre Gruppen ſich ausgebildet; ſie wurden begleitet von Vorläufern und Sonderlingen, die gegenüber der gleichſam offiziellen Manier der akademiſchen Hiſtorien- und Bildnismaler ihre eigenen Wege gingen, wie der Landſchaftsmaler Blechen, der zuerſt die Farben und Lichter mit friſchem, unbefangenem Auge anſah und ſogar den einſchlagenden Blitz nach der Natur zu malen wagte, wie Franz Krüger, der ſcharfe Beobachter der Bewegung und des charakteriſtiſchen Ausdrucks, wie Adolf Menzel, das Univerſalgenie, deſſen Forſchergeiſt der geringfügigſten Kleinigkeit nachging, ohne ihren Zuſammenhang mit der maleriſchen Erſcheinung des Ganzen zu überſehen. In der Bildhauerkunſt vollzog ſich die Entwickelung von dem mächtig empfundenen, durch Naturgefühl belebten Klaſſizismus Gottfried Schadows und dem durch Idealismus gemilderten Realismus Chriſtian Rauchs zu den Übergangsformen Reinhold Begas'; wie Kraft und Willen dieſer Männer das Bild der Stadt Berlin durch die Denkmäler, die ſie ſchufen, mitbeſtimmt hat, ſo wirkten und wirken ihre Schulen, weitverzweigt und in mancherlei Verwandlung,

in Berlin und darüber hinaus in Preußen und Deutſchland.

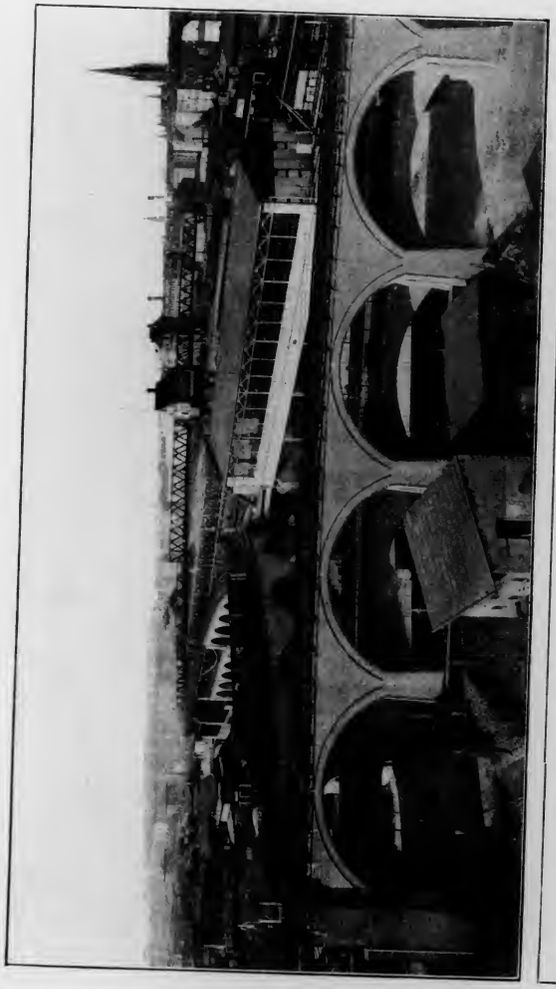
Wohin nun die Berliner Künſtler, bildende wie tönende, in ihrem Fortſchritt weiter gelangen werden, wer mag das vorausſehen? Ihr Schaffen bleibt eng verbunden mit dem Ideenkreiſe ihres Publikums, und ſo iſt ihre Aufgabe, der Zeit zu entnehmen, was aus ihrem Raunen ſich künſtleriſch geſtalten, in Formen und Melodien ſich verkündigen läßt.



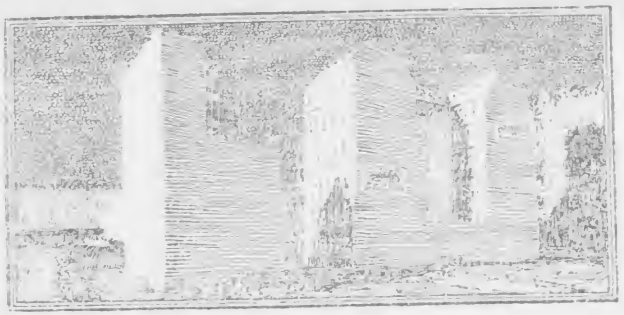


Berliner Leben.

Unter diesem Titel ist wohl schon mancher vergnügliche Aufsatz geschrieben worden. Ein dankbarer Stoff! Jeder Preuße, der in seiner kleinen Provinzstadt sich unbehaglich eingeengt fühlt oder auf dem Lande sich langweilt, träumt von Berlin. Dahin versetzt zu werden, wenigstens eine Zeitlang sich dort zu amüsieren in der prickelnden Großstadtluft, sich anregen zu lassen vom Neuen und Mannigfaltigen! Und wem es nicht gelingt nach Berlin zu kommen, der liest wenigstens gern davon. Ein herrlicher Sommermorgen im Tiergarten; die Siegessäule blitzt in der Sonne, über dem Goldfischteich, auf den Seen liegt feiner, frischer Duft, als wären sie meilenweit entfernt von der steinernen Stadt mit der ausgekochten, verbrauchten Luft; elegante Reiter und Reiterinnen galoppieren die Alleen entlang, lustige junge Leute ziehen zur Lawn-Tennis-Partie . . . man flaniert Unter den Linden, man tritt bei Schulte ein, sitzt an der Kranzlerecke oder im Café Bauer, wenn der Kaiser im Automobil daherkommt; man besucht die Museen oder Kastans Panoptikum oder Wertheim und

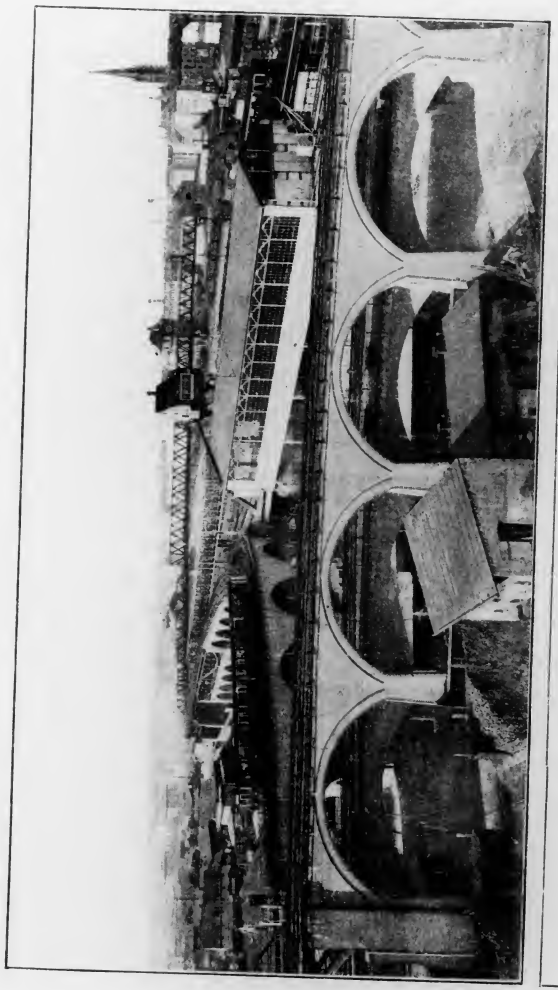


Die Hoch- und Untergrundbahn. Gleisdreieck am Potsdamer Bahnhof.



Berliner Leben.

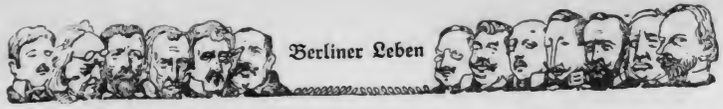
Unter diesem Titel ist wohl schon mancher vergnügliche Aufsatz geschrieben worden. Ein dankbarer Stoff! Jeder Preuße, der in seiner kleinen Provinzstadt sich unbehaglich eingeengt fühlt oder auf dem Lande sich langweilt, träumt von Berlin. Dahin versetzt zu werden, wenigstens eine Zeitlang sich dort zu amüsieren in der prickelnden Großstadtluft, sich anregen zu lassen vom Neuen und Mannigfaltigen! Und wem es nicht gelingt nach Berlin zu kommen, der liest wenigstens gern davon. Ein herrlicher Sommermorgen im Tiergarten; die Siegessäule blitzt in der Sonne, über dem Goldfischteich, auf den Seen liegt feiner, frischer Duft, als wären sie meilenweit entfernt von der steinernen Stadt mit der ausgekochten, verbrauchten Luft; elegante Reiter und Reiterinnen galoppieren die Alleen entlang, lustige junge Leute ziehen zur Lawn-Tennis-Partie . . . man flaniert Unter den Linden, man tritt bei Schulte ein, sitzt an der Kranzlerecke oder im Café Bauer, wenn der Kaiser im Automobil daherkommt; man besucht die Museen oder Kastans Panoptikum oder Wertheim und



Die Hoch- und Untergrundbahn. Gleisdreieck am Potsdamer Bahnhof.

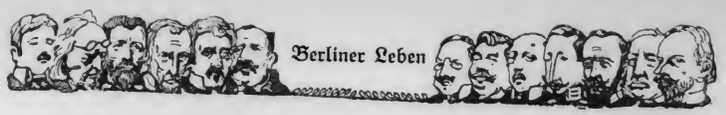
frühstückt bei Kempinski. Am Nachmittag ein Konzert im Zo oder im Ausstellungspark mit Zugabe von Kunst oder von wilden Tieren, oder ein Ausflug nach Hundekehle, dem Kuchengarten, der Tausende faßt, im Grunewalde; abends dann die Hauptsache: im Theater ein Stück, von dem alle Welt spricht, das man gesehen haben muß, dessen Ausstattung überwältigend ist, in dem Guido Thielscher sich dreimal verwandelt oder Irene Triesch die Herzen paralysiert; oder im „Wintergarten" irgendetwas noch nie Dagewesenes. Endlich, falls Saison und persönliche Verhältnisse es erlauben, ein Seitensprung in eines der berühmten Tanzlokale, um Berliner Sitten kennen zu lernen, oder, mit der schüchtern entsetzten Ehefrau am Arm, ein Gang durch die taghell erleuchtete Friedrichstraße — Berliner Leben! Das Milieu für die Studien und Abenteuer des Provinzialen!

Ein anderer würde das anders beschreiben. Er finge vielleicht mit der nächtlichen Friedrichstraße an und schilderte ihre fragwürdigen Gestalten: die eilfertigen Damen mit fragendem Blick und gefälschtem Lächeln, die zweideutigen Bursche an den Ecken, die verschlafenen Verkäufer von undefinierbaren Würstchen, die bleichen Kinder mit Streichhölzern. Zwischen einer endlosen Prozession von neugierigen Fremden und behaglich schwatzenden Berlinern das Suchen und Warten aller dieser Elenden voll innerer Verzweiflung bis zum Morgengrauen, wo dann im nüchternen Lichte die tägliche, ewig gleiche Arbeit der Lohnsklaven und anderer Mühseliger wieder einsetzt! Die Straßen werden gesäubert, die Markthallen regen sich, die ersten Vorortzüge führen die schaffenden Kräfte heran, in den Industrieteilen der Stadt kommen die Maschinen in Gang,



ein unendliches Lärmen beginnt. Von Stunde zu Stunde wächst das Gedränge, elektrische Bahnen und Omnibusse genügen kaum mehr, alle Läden, alle Bureaus, Behörden und Schulen sind gefüllt und in summendem Betriebe. Gegen Mittag ergeht über Straßen und Plätze eine ungeheure Flutwelle von Abgehetzten, Müden, Hungrigen; aber es dauert nicht lange und sie kehrt zu den Arbeitsstätten zurück, um am Abend von neuem zu steigen und endlich zu verrauschen. Wenn dann im Westen die Equipagen und Automobile auf ihren weichen Gummireifen die Herrschaften in großer Toilette und mit gleichgültigen Mienen in Gesellschaft oder Konzerte fahren, zu Vergnügungen, die ihnen oft nur lästige Pflicht sind, so atmet endlich das arbeitende Berlin auf und sucht seine Erholung im Familienkreise oder unter Bäumen, wo es solche findet, oder in dumpfen Kneipen oder Singspielhallen.

Ein dritter dieser Feuilletonisten könnte vielleicht die Berliner „Gesellschaft“ vor das Objektiv seiner Kamera nehmen: die weltbewegenden, intriganten Salons der höchsten Staatsbeamten, die geschäftsmäßig glänzenden der Hochfinanz, die korrekten der Geheimräte, die fachsimpelnden der Gelehrten, die guten Stuben von Buchholzens in der Landsberger Straße; ein vierter beschäftigte sich etwa mit der Kultur der Berliner Wohltätigkeitsbazare, der Alpenfeste, des Presseballs, des Sezessionsdiners; noch andere mit den sich überstürzenden Kunstmoden und deren Publikum oder mit den in sinnlosem Luxus einander überbietenden Eß- und Trinkpaläſten, wo man zwischen Marmor, Mosaiken und Goldbronze sich gleichmütig bewegen muß, als wäre man das so gewohnt; oder mit der neuesten Unter-



grundbahn oder mit sonst einem Motive aus dem kaleidoskopischen Formenreichtum der im ganzen eigentlich unfaßbaren Stadt.

Auch für uns, für den Schluß dieser Betrachtungen über das Werden von Berlin in den uns besonders interessierenden Beziehungen, würden sich wohl solche charakteristische Illustrationen aus dem Leben der Gegenwart eignen. Aber ihre Menge ist überwältigend, und eine Auswahl unter ihnen wäre ohne Willkür kaum zu treffen. So ist es denn richtiger, daß wir, statt einzelne Bilder widerzuspiegeln, den Versuch machen, die Grundelemente dieses gegenwärtigen Lebens und Wesens noch einmal zu überblicken und das Wirken der wichtigsten von ihnen festzustellen.

Aus allem, was wir bisher erfuhren, ging hervor, daß die Berliner von Anbeginn ein arbeitsames, in keiner Beziehung besonders hochfahrendes oder gar phantastisches Volk gewesen sind. Zwar reizbar, händelsüchtig und redegewaltig, zwar dem Prunk und derben Vergnügungen keineswegs feind, setzten sie die Existenz ihrer Stadt doch so wenig aufs Spiel wie, im allgemeinen, die Solidität ihres Handels und Gewerbes. Eine heroische oder eine desperate Gemeinde war Berlin kaum jemals zu nennen, sie blieb stets eine bürgerlich schwerfällige und besonnene; und je mehr die Fürstengewalt ihr die Selbständigkeit in Politik und Verwaltung beschränkte, desto egoistischer, gleichmäßiger und ruhiger widmete sie sich ihrer wirtschaftlichen Entwickelung, die freilich nur innerhalb der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen, durch Privilegien, Verbote, Steuern und Zölle aller Art gezogenen Schranken möglich und deshalb natürlich zunächst weder schnell noch allzu

üppig war. Nicht dieſe Schranken, wohl aber die Proportionen des Gemeinweſens hatten ſich immerhin erweitert, als durch Friedrich den Großen, im Gegenſatz zu der früheren vollkommenen Bevormundung, der Selbſtändigkeit aller Schaffenden ein größerer Spielraum gewährt wurde: eine neue Zeit hob den Schlagbaum, und Berlin, der längſt nicht mehr beſtrittene Vorort der preußiſchen Monarchie, begab ſich kraftvoll und unternehmungsluſtig auf die Bahn des 19. Jahrhunderts.

Seit der Entwickelung des Eiſenbahnſyſtems nach der Mitte dieſes Jahrhunderts ſteht es nun als eine der erſten Handelsſtädte von Europa da. Hatte es ſchon früher, hauptſächlich auf den Waſſerwegen, die Rohprodukte des Oſtens und Nordoſtens von Deutſchland und Polen, beſonders das Getreide der weiten Ebenen, an ſich gezogen und weitergegeben, ſo erſtreckte es jetzt ſeine Beziehungen nicht nur bis tief nach Rußland und Öſterreich, woher es auch Vieh und Geflügel, Wolle und vieles andere importiert, ſondern es vermittelt überhaupt von allen Seiten nach allen Seiten den Austauſch von Waren und hat, in genauer Verbindung mit dieſem Handel, auch das Geldgeſchäft zu großem Umfange gebracht. Noch gewaltiger entwickelte ſich ſeine Induſtrie. In jeder Stadt gilt es ja zunächſt, die Lebensbedürfniſſe der Bewohner zu befriedigen und die tägliche Nahrung, die Bekleidung, den Hausrat und was ſonſt alles zu beſchaffen: Berlin, deſſen Bevölkerung jährlich um Zehntauſende wächſt, bedarf eines ſtändigen entſprechenden Zuwachſes auch in allen Gewerken, und bei der Steigerung ſeines Reichtums und ſeiner Anſprüche auch einer Verfeinerung dieſer ganzen

Produktion, die dann noch von der nie ſchlafenden Konkurrenz in die Höhe getrieben wird. Wer in Berlin lebt, wird ſchwerlich viel auswärts kaufen, da er alle ſeine Wünſche am Orte befriedigen kann; und was für Wünſche haben drei Millionen Menſchen, reiche und arme, zwiſchen Wiege und Sarg ſich zu erfüllen! Nun aber kommt hinzu, daß die ſchon durch einheimiſche Kunden ſtarke Induſtrie auch für auswärtige Klientelen lieferungsfähig und in manchen Beziehungen unentbehrlich geworden iſt. Wie die elektriſche Kraft, die eine ſtarke Dynamomaſchine bereitet, zunächſt dem Werke ſelbſt mit Beleuchtung und Antrieb dient, dann aber nach vielen Stellen geleitet wird, um dort ebenfalls zu wirken, ſo verbreiten ſich die Erzeugniſſe der Berliner Induſtrie über die ganze Welt, nachdem ihre Typen und Muſter in Berlin ſelbſt erprobt und feſtgeſtellt worden ſind; und gleichſam geläutert durch die ſcharfe Kritik der Praxis und des verwöhnten Anſpruchs, zugleich aber ſolide durch die Fülle aller Produktionsbedingungen, ſind ſie wohl imſtande, ihren Ruf zu erhalten und zu erhöhen. Es gibt kaum ein Gewerbe, das nicht von Berlin aus, und alſo verſehen mit Berliner Charakter, ſeine Ware verſendete. Bekleidungsgegenſtände werden maſſenhaft angefertigt, von den Fabrikarbeiteranzügen bis zur feinſten Konfektion, die zwar nicht die eigentümliche Grazie der echten Pariſer „Schöpfungen“ hat, aber dem Publikum entſpricht und der Provinz und manchen fremden Ländern durchaus imponiert; dazu andere Modeartikel, Putz, Fächer, Schmuckſachen und Quincaillerien in jedem Genre. Was zur Ausſtattung eines Hauſes gehört, vom Leinenvorrat und den Vorhängen und Teppichen bis zu den Küchengeräten, Mö-

beln und Kunstsachen — alles entsteht in Berlin und wird exportiert; besonders entwickelt ist die Metallindustrie, der die Maschinenfabriken für Eisenbahnbedarf und den übrigen Fahrbetrieb, die Herstellung von Waffen, die ganze Elektrizitätsbranche samt den Beleuchtungsgegenständen und vieles andere angehören. Auch die Feinmechanik, die die präzisesten Apparate und besten Instrumente für die verschiedenen Wissenschaften und Künste anfertigt, verdient besondere Erwähnung; das Buchgewerbe und die Kunstanstalten stehen auf hoher Stufe. In weitläufigen, viele Stockwerke hohen Hofgebäuden mit wohlbeleuchteten Räumen werden den Bestellern die Muster aller Fabrikate und Exportgegenstände vorgelegt: Berlin ist eben ein ständiger Weltmarkt geworden und als solcher jetzt ebenso ins Weite wirkend, wie es früher, für eine engere Zone, seine Jahrmärkte waren.

Zur Bewältigung der Arbeit, auf der diese ausgedehnte Industie mit dem Import der Materialien und dem Export der Fabrikate sowie der ganze Zwischenhandel beruhen, bedarf es natürlich eines ganzen Heeres, bedarf es in Berlin vieler Hunderttausende von Arbeitern mit Kopf und Hand. Neben den Kaufherren, Fabrikanten und Agenten, neben den Ingenieuren, Kommis, Buchhaltern und Verkäufern, neben den selbständigen Handwerkern und den unmittelbaren Verfertigern der Gegenstände, den geschulten, speziell ausgebildeten und entsprechend gutgestellten Männern und Frauen, den selbstbewußten Rittern von der schwieligen Faust, stehen, vielleicht in der Mehrzahl, die Nichtspezialisten, die ihren Beruf leicht wechseln können, weil sie wenig mehr für ihn haben, als die Kraft ihrer Arme.

Sie bilden, in vielen Abstufungen, das großstädtische Proletariat, vom sogenannten „kleinen Mann“, der mit den Seinigen von der Hand in den Mund lebt, aber doch noch ein geordnetes Hauswesen und leidlich regelmäßiges Auskommen hat, bis zu der entsetzlich breiten Schicht der Haltlosen, Sinkenden, Verkommenen, die eine Zeitlang ihr Leben fristen, bis das erbarmungslose Berlin sie als Untaugliche vernichtet. Sehr viele von diesen entgleisten Existenzen gelangen schließlich zum Verbrechen oder finden vorher in Not und Krankheit ein dunkles Ende. Als mittuende Staatsbürger sind sie kaum zu rechnen; dagegen beginnt die politische Bedeutung des Proletariats schon bei den jungen, halbreifen Arbeitern, die, in ungesunder Umgebung erwachsend, dem Einfluß wüster Agitation, schlechter Lektüre und großstädtischem Vorstadtleben nicht entgehen konnten. Wie bei allen Straßenaufläufen, so bildet dieser längst nicht mehr harmlos joviale Berliner Nachwuchs in politischen Vereinen und Versammlungen die johlende, widersetzliche Masse, die manche sich nicht schämen als „Volk“ zu bezeichnen und gelegentlich auszuspielen. Sie sind denn auch den sozialdemokratischen Organisationen erwünschte, im Grunde vielleicht aber oft verwünschte Mitläufer, während die eigentlichen, zielbewußten Träger und Förderer der sozialistischen Ideen hauptsächlich in den Kreisen der soliden Arbeiterschaft und in einem ideologischen Teile der ihrer eigenen Formen überdrüssigen Bourgeoisie zu suchen sind. Die Menge der Sozialdemokraten ist in Berlin so bedeutend und ihre Organisation ist dort so straff, daß sie nicht nur durch Streiks und andere Lohntreibereien in das lokale wirtschaftliche Leben merklich eingreifen und

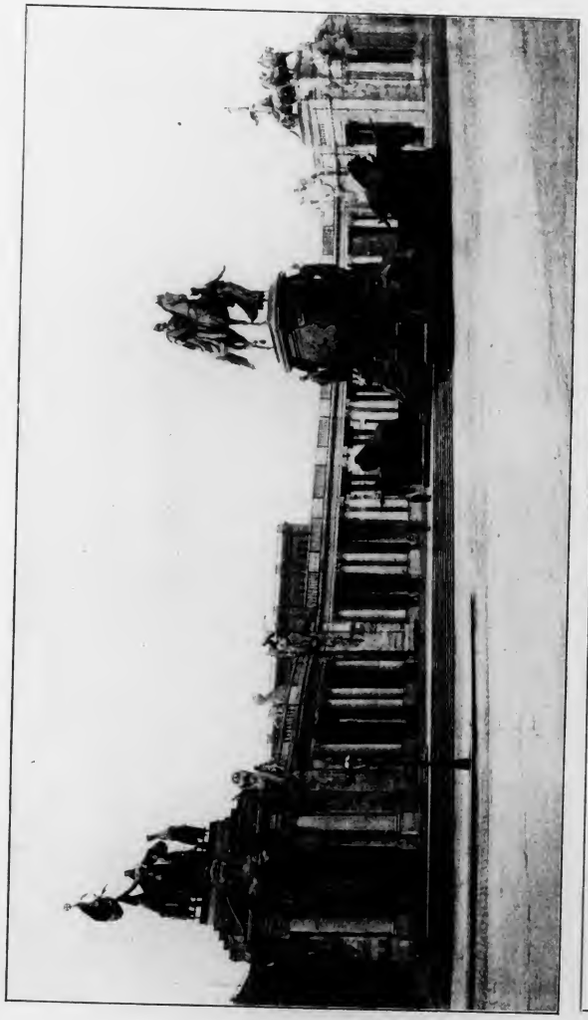
nicht nur durch Agitation und die schon in den Familien der Jugend eingepflanzte revolutionäre Weltanschauung sich des Heeres zu bemächtigen beginnen, sondern auch in der Politik des Deutschen Reiches sich Geltung verschaffen. Die Zentralleitung der sozialdemokratischen Partei hat deshalb ihren Sitz in Berlin; große Teile von Berlin wählen wie in die Stadtverordnetenversammlung so in den Reichstag sozialdemokratisch; die sozialistische Presse, wenigstens die norddeutsche, ist meistens von Berliner Schlagworten und Leitgedanken abhängig; und überhaupt hat die sozialistische Bewegung, die sich aus der Ungesundheit großindustrieller und großstädtischer Verhältnisse entwickelt hat, sehr viel spezifisch Berlinisches an sich: bei einem tadellos arbeitenden Mechanismus ihrer Organe die Fähigkeit, die Massen durch einzelne Erfolge, Versprechungen und Redensarten zu leiten, sie zugleich zweckmäßig, soweit sie bildungsfähig sind, zu erziehen und in der Hand zu behalten und geschickt immer neue Lagen und Gelegenheiten zu schaffen, um ihre Macht fortwährend zu erproben und zu befestigen; also scharfer Verstand, praktische Tüchtigkeit und Energie verbunden mit einer unbedenklichen Überlegenheit der Führer, denen zur Erreichung ihrer politischen Zwecke alle Mittel willkommen sind.

Der deutsche Sozialismus ist ohne Berlin und Berlin nicht ohne Sozialismus zu denken: ein gleiches gilt aber vom Freisinn, der ebenfalls fest in Berlin, und zwar, seiner Natur entsprechend, hauptsächlich im selbständigen Bürgertum, außerdem in vielen abhängigen Beamtenkreisen wurzelt. Das demokratische Ideal mußte ja wohl in Berlin erstarken: das Selbstbewußtsein und

Denkmal Kaiser Wilhelms I. Von Reinhold Begas

nicht nur durch Agitation und die schon in den Familien der Jugend eingepflanzte revolutionäre Weltanschauung sich des Heeres zu bemächtigen beginnen, sondern auch in der Politik des Deutschen Reiches sich Geltung verschaffen. Die Zentralleitung der sozialdemokratischen Partei hat deshalb ihren Sitz in Berlin; große Teile von Berlin wählen wie in die Stadtverordnetenversammlung so in den Reichstag sozialdemokratisch; die sozialistische Presse, wenigstens die norddeutsche, ist meistens von Berliner Schlagworten und Leitgedanken abhängig; und überhaupt hat die sozialistische Bewegung, die sich aus der Ungesundheit großindustrieller und großstädtischer Verhältnisse entwickelt hat, sehr viel spezifisch Berlinisches an sich: bei einem tadellos arbeitenden Mechanismus ihrer Organe die Fähigkeit, die Massen durch einzelne Erfolge, Versprechungen und Redensarten zu leiten, sie zugleich zweckmäßig, soweit sie bildungsfähig sind, zu erziehen und in der Hand zu behalten und geschickt immer neue Lagen und Gelegenheiten zu schaffen, um ihre Macht fortwährend zu erproben und zu befestigen; also scharfer Verstand, praktische Tüchtigkeit und Energie verbunden mit einer unbedenklichen Überlegenheit der Führer, denen zur Erreichung ihrer politischen Zwecke alle Mittel willkommen sind.

Der deutsche Sozialismus ist ohne Berlin und Berlin nicht ohne Sozialismus zu denken: ein gleiches gilt aber vom Freisinn, der ebenfalls fest in Berlin, und zwar, seiner Natur entsprechend, hauptsächlich im selbständigen Bürgertum, außerdem in vielen abhängigen Beamtenkreisen wurzelt. Das demokratische Ideal mußte ja wohl in Berlin erstarken: das Selbstbewußtsein und



Denkmal Kaiser Wilhelms I. Von Reinhold Begas

die Tüchtigkeit unternehmender, fleißiger, auf ihre Einsicht und ihre Bedeutung sehr stolzer, in der Tat auch außergewöhnlich leistungsfähiger Menschen verlangte natürlich freie Bahn und volle Anerkennung ihrer Geltung. So gerieten sie in die Opposition, hauptsächlich gegen den in Berlin noch immer mächtigen Militarismus, das heißt die Existenz einer in gewissen Beziehungen privilegierten und exklusiven Gesellschaftsklasse, und prinzipiell gegen die Regierung, deren Zentralsitz ja ebenfalls Berlin ist. Prinzipiell — nicht als ob der Berliner Freisinn anarchistisch wäre! Aber es gehört eben zum Wesen jeder Opposition, daß sie das Anerkennenswerte der bestehenden Verhältnisse oder der Regierungsmaßregeln selten offen anerkennt, dagegen überall herausfindet und hervorhebt, was etwa mangelhaft oder sonst angreifbar ist; woran es denn nirgends in der Welt fehlt und selbst von den Demokraten, wo diese herrschen, nicht ausgerottet werden kann. Den Fortschritt — mit Worten — gewaltsam zu fördern, die Reaktion (deren jede Regierung schuldig ist) — mit Worten — niederzuschmettern, ist den Berlinern nicht nur an ihren Stammtischen besonders geläufig: in Wirklichkeit aber geht die wesentlich freisinnige Stadtverwaltung wie das ebenso freisinnige Bürgertum verständig, phrasenlos, geschäftskundig und, die Verhältnisse berücksichtigend, ruhig des Weges.

Es hieße aber die Macht dieses Berliner Bürgertums verkennen, wollte man übersehen, welchen Einfluß seine Gesinnung seit mehr als hundert Jahren auf die Entwickelung des geistigen Lebens nicht nur der Stadt selbst gehabt hat. Daß es bedeutende Träger und Pfleger der Wissenschaften und Künste aus seinen Kreisen

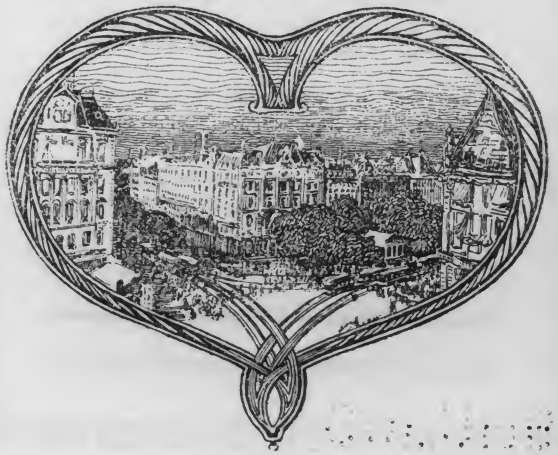
hervorgehen und in ihnen wirken sah, braucht wohl nicht wiederholt zu werden; aber daß es seit Lessings Zeiten eine sowohl politisch angeregte als auch allgemein interessierte Gesellschaft umschließt, verlangt noch einmal besondere Betonung. Diese denkende Gesellschaft bildete, besonders in der Zeit zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution von 1848, zahlreiche Verkehrskreise, Salons, in denen weit eifriger und vor allem weit gründlicher, als es heute zu geschehen pflegt, besprochen wurde, was der Tag an Ereignissen, die Kunst an Erzeugnissen, der Markt an Büchern gebracht hatte. Auf diesem Boden trafen und verständigten sich Staatsbeamte und Politiker, Literaten und Kaufleute, Künstler und Mäcenaten; die Ansichten geistreicher Frauen, wie der Rahel Levin und der Bettina Arnim, wurden gehört und respektiert; und mochte auch viel Scheinreden und Scheinwissen, viel Affektation und Phrase mit unterlaufen, so entstand hier doch eine öffentliche Meinung, die den Regierungsorganen oft vernehmlicher war als die viel berufene und selten klar lautende vox populi. Regierte die Berliner Gesellschaft in diesem Sinne in Preußen mit, so machte sie sich auf eine andere Weise noch weit intensiver geltend. Sie war es, für die die Berliner Presse entstand. Hatte man sich vor den Freiheitskriegen mit der Vossischen Zeitung und der Haude & Spenerschen, mit dem „Journal de Berlin“ und den „Berliner Allgemeinen Anzeigen“ begnügt, so verlangte das Erwachen des politischen Sinnes der Berliner die Gründung immer neuer, immer feiner differenzierter Organe, die besonders nach der Revolution die Interessen jeder Partei ohne Rückhalt vertraten und, von den geschicktesten Journalisten geschrieben,

von erprobten Praktikern geleitet, in unmittelbarer Berührung oder wenigstens Nachbarschaft mit den Regierenden und getragen von der Energie der Berliner Auffassungen, sowie von der Teilnahme eines großen Leserkreises, zu Hunderten die Anschauungen, die man in Berlin bildet und vertritt, täglich über die ganze Welt verbreiten. Darin liegt eine suggestive Kraft, die in der Tat eine Großmacht zu nennen ist. Und an die ernsthafte Tagespresse schlossen sich die berlinischen politischen und sozial-satyrischen Witzblätter. Sie entstanden aus den Flugblättern mit Karikaturen und Spottreden, die man schon längst gekannt hatte, wurden aber erst in der Sphäre Saphirs und Adolf Glaßbrenners, die den kaustischen Berliner Witz, den „Kalauer“ und manche volkstümliche Charakterfigur geformt hatten, recht eigentlich berolinisiert; das älteste von ihnen und das einzige, das sich aus der Revolutionszeit erhalten hat, ist der „Kladderadatsch“, dessen anfänglich scharf liberale Gesinnung sich übrigens allmählich in die humoristische Heiterkeit des eigentlich unpolitischen, gesunden Menschenverstandes umzuwandeln beginnt.

Aber noch mehr! Zunächst für die Berliner, dann jedoch für das Weltpublikum bestimmt, geht eine unübersehbare Fachliteratur aller Berufe in Form von Zeitschriften von Berlin aus und ergänzt die ebenfalls dort entstehende wissenschaftliche und technische Buchliteratur; und ebenso ergänzen Berliner Unterhaltungsblätter die umfangreiche Literatur von Romanen, Novellen, Dramen, Gedichten, in denen berlinische Schriftsteller ihren Geist verbreiten oder in denen die komplizierte Berliner Gesellschaft den Gegenstand der Darstellung bildet.

Neben der Arbeiterschaft und dem Bürgertum sehen wir endlich als ein drittes Hauptelement das sozusagen offizielle Berlin: die Regierung des Reiches und von Preußen, eine Gewalt, von deren Einsicht und Willen das Schicksal vieler Millionen in manchen Beziehungen abhängt. Und auch sie ist im Grunde berlinisch! Wie sie einen integrierenden Teil von Berlin bildet, so steht sie der Stadt auch nicht ganz wesensfremd entgegen. Mag es merkwürdig klingen, so ist doch unleugbar: was die Erteilung der Konstitution allein nicht vermochte, hat die nivellierende Kraft der Millionenstadt zuwege gebracht; sie hat zwischen Regierten und Regierenden eine Brücke geschlagen. Unnahbar war früher ein Stand dem andern, völlig unnahbar der höhere Beamte und wer zu dem Hofe gehörte; jetzt gleicht sich der Unterschied der bürgerlichen Stände immer mehr aus, so daß in Berlin keine Gesellschaft so exklusiv ist wie die Gesellschaften der kleinen Städte; in der Regel sind jetzt die unnahbarsten Beamten nur die subalternsten, und selbst die königliche Familie, an ihrer Spitze der Kaiser, hat manche Schranke früherer Gottähnlichkeit und Etikette durchbrochen. Friedrich der Große, auch darin ein Neuerer, ließ seine Schriften in der Akademie vorlesen, verfaßte auch wohl selbst einen (anonymen) Zeitungsartikel, aber viel häufiger und persönlicher als er tritt Wilhelm II. mit seinen Urteilen, Empfindungen und Wünschen vor das Publikum, insbesondere vor seine Berliner. Er gibt sich als Mensch und zeigt, daß wenig Menschliches ihm fremd, ja daß er mit Bewußtsein ein Berliner ist: so wird dann wohl auch, was von ihm ausgeht und abhängt, nicht nur streng preußisch, sondern manchmal auch leicht berlinerisch sein. Die preußische, die deutsche Politik und Verwaltung, die von der Person des Kaisers nicht zu trennen ist, wird größtenteils in Berlin gemacht: mit ihr klingt strammer Berliner Geist, die Konzentration des brandenburgischen, in die Welt hinaus.

Daß dieser stolze Geist, der so tatenfroh „am sausenden Webstuhl der Zeit“ schafft, erlahmen sollte, ehe Europas ganze Kultur zugrunde gegangen wäre, läßt sich nicht vorstellen. Was diese Kultur hervorbringt, dient alles ihm zu Nahrung und Arbeit; unermeßliche Arbeit in jeder Form ist sein innerstes Wesen. Wo aber Arbeit ist, da ist auch Bewegung und gesundes, starkes Leben: stark und gesund, trotz aller Wirrungen der vorübergehenden Menschengeschlechter, ist auch das eigentliche, das wahre Leben von Berlin.



Stätten der Kultur

Herausgegeben von

:: Dr. Georg Biermann ::

Bisher erschienen:

Band

1. **Berlin.** Von Wolfgang v. Oettingen
   Mit Buchschmuck von Meinhard Jacoby

2. **Frankfurt a. M.** Von Paul Ferd. Schmidt Mit Buchschmuck von L. Pollitzer

3. **Bremen.** Von Karl Schaefer Mit Buchschmuck von K. Weidemeyer-Worpswede

4. **Rothenburg ob der Tauber.** Von Herm. Uhde-Bernays Mit Buchschmuck von M. Ressel

Jeder Band in eigener künstlerischer Ausstattung mit zahlreichen Kunstbeilagen elegant gebunden M. 3.—, in Liebhaberband M. 5.—

Weitere Bände in Vorbereitung

Es folgen u. a. Amsterdam / Bern / Brüssel / Regensburg / Kopenhagen / Braunschweig / Danzig / Paris Dresden / London / Köln / Venedig / Luzern / Basel Wien / Leipzig / Weimar u. a. m.

Verlag Klinkhardt & Biermann Leipzig

Den ausführlichen Verlagskatalog auf Wunsch kostenlos durch die Verlagsbuchhandlung

Stätten der Kultur

Herausgegeben von

:: Dr. Georg Biermann ::

Unsere Mitarbeiter:

Wolfgang von Oettingen, Reichenberg a. Rh. / **Jean Louis Sponsel,** Dresden **Paul Jonas Meier,** Braunschweig **Richard Graul,** Leipzig / **Franz Dülberg,** München / **Artur Weese,** Bern / **Hugo Haberfeld,** Wien / **Paul Heidelbach,** Kassel / **Emil Major,** Basel / **Herm. Uhde-Bernays,** München / **Egbert Delpy,** Berlin / **Paul Ferd. Schmidt,** Frankfurt **Frank E. Freund,** London / **Hermann Kaeser-Kesser,** Zürich / **Ernst Kroker,** Leipzig / **Aug. Grisebach,** Berlin / **Otto Grautoff,** Paris / **Georg Habich,** München / **Karl Schaefer,** Bremen / **Alfred Seyler,** München / **A. Maurer,** Konstanz **Walter Cohen,** Berlin / **Paul Kühn,** Leipzig u. a.

Verlag Klinkhardt & Biermann Leipzig

Den ausführlichen Verlagskatalog auf Wunsch kostenlos durch die Verlagsbuchhandlung

J. Spiro–Verlag »Alt-Berlin« Berlin W. 30

Bilder aus dem alten Berlin

2. verbesserte Auflage

65 Lichtdruckbilder mit Text von Prof. Dr. O. Pniower

Preis: Mark 3.50

Einige Urteile der Presse:

Vossische Zeitung: „. . . Das kleine Album läßt vor dem Beschauer das Berlin des Großen Kurfürsten und der ersten preußischen Könige in ausgezeichneten Reproduktionen seltener zeitgenössischer Darstellungen erscheinen, die zum größten Teil der Kupferstichsammlung der königlichen Museen entnommen sind, und wie die von Ludwig Müller herrührenden nur in einzigen Originalexemplaren auf unsere Zeit gekommen sind . . .“

Gartenlaube: „. . . Denn das alte stille Berlin war schön, es war harmonischer, geschlossener und stilreiner als die glänzende Reichshauptstadt von heute mit ihrem Lärm und ihrem Prunk. Die fünfundsechzig, trefflich in Lichtdruck ausgeführten Ansichten des Heftchens beweisen es. Das Buch wird der älteren Generation, die noch das »gemütliche« Berlin der vorsiebziger Jahre gekannt hat, eine wehmütige Freude bereiten, die Jungen aber wird es lehren, Berlin zu lieben, denn es zeigt ihnen, was sie noch nie empfunden: die Seele der großen Stadt.“

In demselben Verlage erschien soeben:

Bilder aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte

nach Radierungen v. Daniel Chodowiecki

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Voß

Preis: Mark 4.—

Das reizende, geschmackvoll ausgestattete Album mit Einleitung und erklärendem Text von Prof. Dr. Georg Voß enthält 83 entzückende Lichtdruckbilder aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte nach den hier zum ersten Male in erschöpfender Weise zusammengetragenen Radierungen von Daniel Chodowiecki, welche die Regierungszeit des Großen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms II. umfassen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage:

J. Spiro–Verlag »Alt-Berlin« Berlin W. 30

Nollendorfstraße 22a

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY
This book is due on the
expiration of
as

COLUMBIA UNIVERSITY
0032253427

943B45 Oe8
Oettingen
Berlin

943B45 Oe8

MAY 8 1939